



Ich will von Gott und der Welt erzählen

- Biblische Geschichten mit Egly-Erzählfiguren erzählt -

KIMMIK - PRAXIS Heft 21

Herausgeber: Michaeliskloster Hildesheim
Ev. Zentrum für Gottesdienst und Kirchenmusik
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers
Verantwortlich: Arbeitsbereich Kindergottesdienst,
Dirk Schliephake (v.i.S.d.P.)
Hausanschrift: Hinter der Michaeliskirche 3, 31134 Hildesheim
Telefon: 05121-6971, **Telefax** 05121-157
E-mail: KiGo@michaeliskloster.de
Internet: www.michaeliskloster.de
Texte: Hanne Leewe
Fotos: Renate und Dieter Milerski
Layout: Uwe Huchthausen
PDF-Ausgabe KIMMIK-Praxis 21
November 2011, Art.-Nr.201109

Ich will von Gott und der Welt erzählen

Biblische Geschichten mit Egli-Erzählfiguren erzählt

Ein Wort vorweg S. 4

Biblische Geschichten Kindern erzählt S. 6

Die Tochter des Zachäus	Lk. 19, 1-9	S. 7
Maria und der zwölfjährige Jesus	Lk. 2, 41-52	S. 14
Ich schreie, aber meine Hilfe ist fern	Psalm 22, 3	S. 20
Der Hirte und sein verlorenes Schaf	Lk. 15, 1-7	S. 23
Vom Fremd-Sein und Heimisch-Werden	Rut	S. 29
Die Samariterin und Jesus am Brunnen	Joh. 4, 5-30	S. 34

Biblische Geschichten Erwachsenen erzählt S. 37

Elia findet Gott	1.Kön. 19, 1-13	S. 38
Jesus segnet die Kinder - und andere Menschen	Mk. 10, 13-16	S. 46

Biblische Geschichten Frauen erzählt S. 50

Die gekrümmte Frau und der aufrechte Gang	Lk. 13, 11-17	S. 51
Rebecca und der Segen	1.Mose 27, 1-45	S. 58
Elisa: Was hast du im Haus?	2.Kön. 4, 1-7	S. 64
Rut und Noomi auf dem Weg	Rut	S. 70
Drei Frauen kämpfen für das Leben	2.Mose 2, 1-10	S. 74

Ein Wort vorweg

Seit Jahren bieten wir zusammen Egli-Werkkurse an - wir, das sind Renate Milerski und Hanne Leewe, und seit Jahren sind diese Kurse ausgebucht, kaum dass sie ausgeschrieben sind (manchmal schon vorher), obwohl sich herumgesprachen hat, dass diese zwei-ein-halb-Tage-Kurse sehr anstrengend sind. Woran liegt das?

Zuerst natürlich an den Egli - Figuren. Diese dreißig Zentimeter großen "Biegepuppen" können Erzählungen biblischer Geschichten sehr unterstützen, sie regen die Phantasie der Zuhörenden an, geben dieser Phantasie aber zugleich auch eine Richtung.

Verständlich, dass Menschen, die Kindern Geschichten erzählen wollen, froh sind über diese Unterstützung.

Obwohl während der Werkkurse oft bis spät in den Abend gewerkelt, geklebt und genäht wird, nehmen wir uns immer Zeit für gemeinsame Bibelarbeiten.

Wir denken und hoffen, dass die Attraktivität der Kurse auch von dieser Mischung von Bibelarbeit und Handarbeit herrührt. Die meisten Erzählungen aus dieser Broschüre sind während dieser Werkkurse entstanden, manche wurden später verändert, erweitert, auf andere Zielgruppen zugeschnitten.

Weil die Teilnehmenden dieser Kurse Erwachsene sind, und zwar meistens erwachsene Frauen, gibt es neben den Kinder-Geschichten die Erwachsenen-, meistens Frauen-Geschichten.

Fast immer haben wir in die Erzählungen Gesprächsphasen eingebaut. Die TeilnehmerInnen sollen sich die biblischen Texte dadurch "aneignen", dass sie ihre Eindrücke, Erfahrungen, Gefühle, Anfragen und Ideen äußern.

In den Erzählungen sind die Stellen, an denen sich eine Gesprächsphase anbietet, mit (#) markiert, im Anschluß an die Erzählung folgen dann methodische Hinweise, wie ein solches Gespräch aussehen könnte.

Allerdings ist es ein Charakteristikum aller echten Gespräche, dass sie auch ganz anders verlaufen können als vorher geplant.

Die Fotos wurden in den meisten Fällen nach der Geschichte geschossen - wobei der Begriff "schießen" nicht deutlich werden läßt, dass dies ein nicht nur kunstvolles, sondern auch zeitaufwendiges Unternehmen ist. Manchmal war es auch andersherum: Zuerst war die Fotoserie da und dann entstand dazu die Geschichte.

Bevor es nun endlich losgeht, noch drei Merksätze für die Arbeit mit Egli - Figuren:

- Mit Egli - Figuren wird nur eine Szene aus einer biblischen Geschichte gestellt. Dieses Bild bleibt während der Erzählung stehen. Auch erfahrene Egli - ArbeiterInnen scheuen vor "Umbauten" während der Erzählung zurück.
- Wer eine biblische Geschichte mit Egli - Figuren darstellen will, muss sich vorher klar machen, was die zentrale Szene und damit die zentrale Aussage der Geschichte sein soll. (Das gilt natürlich für jede Art, biblische Geschichten zu erzählen, aber bei dieser Methode rächt sich Schlamperei bei der Vorarbeit sofort und nachhaltig!)
- Je weniger Figuren für eine Szene gestellt werden, desto mehr kann sich die Aufmerksamkeit der Zuhörenden darauf konzentrieren. Als Beispiel: Jesus redet nie mit allen zwölf JüngerInnen gleichzeitig, eine Jesus - Figur und höchstens zwei GesprächspartnerInnen sind genug. Ähnliches gilt für die Requisiten:
- Äußerst sparsam damit umgehen und wenn schon, dann lieber Naturmaterialien verwenden. Ein farbiges Tuch als Unterlage: gelb-braun für Wüste, braun für Weg, grün für Wiese ist häufig schon genug.



BIBLISCHE GESCHICHTEN

KINDERN ERZÄHLT

Die Tochter des Zachäus

Lk. 19, 1-9

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Die Zachäus-Geschichte steht oft auf dem Programm des Kindergottesdienstes. Die Kinder identifizieren sich mit Zachäus, weil er klein ist wie sie selbst. Aber nicht seine Größe bzw. Kleinheit ist nach der biblischen Geschichte der Grund, dass niemand mit Zachäus zu tun haben will. Sein Handeln, sein Beruf, die damit verbundene Zusammenarbeit mit der römischen Besatzungsmacht führen dazu, dass Zachäus ausgeschlossen und abgelehnt wird. Die Erfahrung des Ausgeschlossen-Seins machen oder fürchten Kinder häufig. Ich führe in die Geschichte ein Kind ein, in dem sich die zuhörenden Kinder wiederentdecken können. Dieses Kind kann erzählen, wie es war, ausgeschlossen zu sein und zugleich deuten, was es erlebt hat.

Ich erzähle also aus der Sicht der Tochter des Zachäus.

Erzählvorschlag:

Ich will erzählen von einem Haus zum Glücklich-Sein, von einem Haus, in dem Menschen froh und in Frieden leben können. In diesem Haus wohnt Rut. Und Rut erzählt jetzt, was sie erlebt hat:

Gestern abend, da war bei uns zu Hause was los! Wir hatten Besuch! Ganz viele Leute. Nachbarinnen und Nachbarn, meine Tante war da mit ihren Kindern und auch Leute, die ich noch nie gesehen habe. Meine Mutter war ganz aufgeregt wegen der vielen Gäste. Dauernd hat sie in die Weinkrüge geguckt, ob auch noch genug Wein da ist. So aufgeregt war meine Mutter, daß sie vergessen hat, mich ins Bett zu schicken. Und da bin ich natürlich aufgeblieben, ganz lange. Ich habe mit anderen Kindern gespielt, ich habe ihnen meine Spielsachen gezeigt, wir haben draußen zusammen getobt - es war unheimlich schön.

Und mein Vater - der lief den ganzen Abend mit einem knallroten Kopf vor Aufregung und vor Freude zwischen all den Gästen rum.

Und als die letzten Gäste nach Hause gingen, war es schon fast Morgen - und ich war überhaupt nicht müde.

Dieser Abend gestern - das war etwas ganz Besonderes, so viel Gäste bei uns im Haus, das hatte ich noch nie erlebt. Und so viele Kinder zum Spielen auch nicht.



Früher war das ganz anders bei uns zu Hause. Da kam niemand. Die Kinder wollten nicht mit mir spielen: "Du bist doch die Tochter vom Zachäus. Mit dir wollen wir nichts zu tun haben." Und so habe ich allein gespielt, immer allein.

Meine Mutter war oft ganz traurig. Einmal habe ich gesehen, wie sie geweint hat. Da hatten andere Frauen am Brunnen beim Wasserholen gesagt: "Geh weg hier, unser Wasser ist zu schade für dich. Dein Mann, der Zachäus, betrügt sein Volk, er arbeitet zusammen mit den Soldaten, die unser Land besetzt halten. Und wer zu unseren Feinden hält, der ist auch unser Feind."

Seitdem ging meine Mutter immer zu einer anderen Zeit Wasser holen. Damit sie die anderen Frauen am Brunnen nicht trifft.

Und mein Vater: Jeden Morgen ging er mit bitterbösem Gesicht aus dem Haus. Auf dem Weg zu seinem Büro, zu seiner Zollstelle, sprach niemand ihn an. Niemand sagte: "Hallo Zachäus, wie geht's? Schönes Wetter heute." Nein, niemand wollte mit meinem Vater etwas zu tun haben. Mein Vater ist nämlich Zolleinnehmer. Er hat sein Büro am Stadttor. Alle Leute, die etwas in die Stadt hineinbringen oder herausbringen, müssen Zoll bezahlen, für die Apfelsinen und Feigen, für die feinen Woll-Stoffe und für das Korn.

Und die Leute sagen: "Der Zachäus betrügt uns. Er nimmt uns zu viel Zoll ab für unsere Waren."

Und darum wollte niemand etwas mit ihm zu tun haben. Mit meinem Vater nicht, mit meiner Mutter nicht und mit mir auch nicht.

Und darum war es bei uns zu Hause meistens sehr still. Niemand kam zu uns, niemand wollte uns besuchen. Manchmal habe ich mir gewünscht, daß ich nicht in diesem großen, teuren Haus wohnte. Ich wollte lieber in einer kleinen, engen Wohnung leben, aber dafür nicht immer allein spielen müssen. Unser großes teures Haus mit den vielen Zimmern war fast wie tot, es war eigentlich gar kein Leben darin. (#)

Aber das war bis gestern so, seit gestern ist es anders, seit gestern ist unser Haus ein fröhliches Haus, ein lebendiges Haus, ein Haus voller Leben. Und ich glaube, das hängt zusammen mit dem, was in der vorigen Woche passiert ist. Und das war so:

Mein Vater war am Morgen aus dem Haus gegangen wir jeden Tag, mit bösem Gesicht, mit mißtrauischem Blick. Um die Mittagszeit schickte meine Mutter mich los: "Bring dem Vater sein Mittagessen an seine Zollstelle." Also ging ich los mit meinem Essenskorb. In der Stadt herrschte eine merkwürdige Stimmung: Aufgeregt waren die Leute. Ich hörte, wie sie sich zuriefen: "Jesus kommt in die Stadt. Gleich wird er da sein. Beeilt euch, daß wir ihn sehen."

Ich kam zur Zollstelle meines Vaters, aber er war nicht da. Was sollte ich machen? Wieder umkehren? Ich habe einfach meinen Korb hingestellt

und gedacht: Ich will den Jesus auch sehen. Ich gehe einfach da hin, wo die meisten Leute hinlaufen. Vielleicht sehe ich ihn dann. Ich drängelte mich die ganze Straße entlang zwischen den Erwachsenen durch. Ich war froh, daß ich so klein bin, da kann man sich gut überall durchdrängeln.



Und plötzlich sah ich meinen Vater: Oben auf einem Baum. Das sah vielleicht komisch aus: Mein Vater war auf einen Baum geklettert und hing an einem Ast. Er hielt sich ganz doll fest, damit er nur nicht runterfiel.

Und dann kam Jesus. Ganz viele Leute drängelten sich um ihn, er redete mit ihnen - verstehen konnte ich zwar nichts, aber ich konnte sehen, wie sie redeten. Jesus hörte den Menschen zu, er sah sie an und antwortete ihnen. Manchmal fragte er sie auch etwas. Aber plötzlich blieb er stehen. Genau unter dem Baum, auf dem mein Vater saß. Mir wäre fast das Herz stehen geblieben vor Schreck. Jesus guckte nach oben - zu meinem Vater - und dann sagte er - ganz laut und deutlich, so daß ich es genau verstehen konnte: "Zachäus, komm runter von deinem Baum. Zachäus, ich will in dein Haus kommen, jetzt sofort, ich will dich besuchen."

Mein Vater wäre fast vom Baum gefallen vor Schreck. Ich sah, daß er ganz rote Ohren hatte vor Aufregung. Ganz schnell rutschte er vom Baum runter und stand dann vor Jesus.

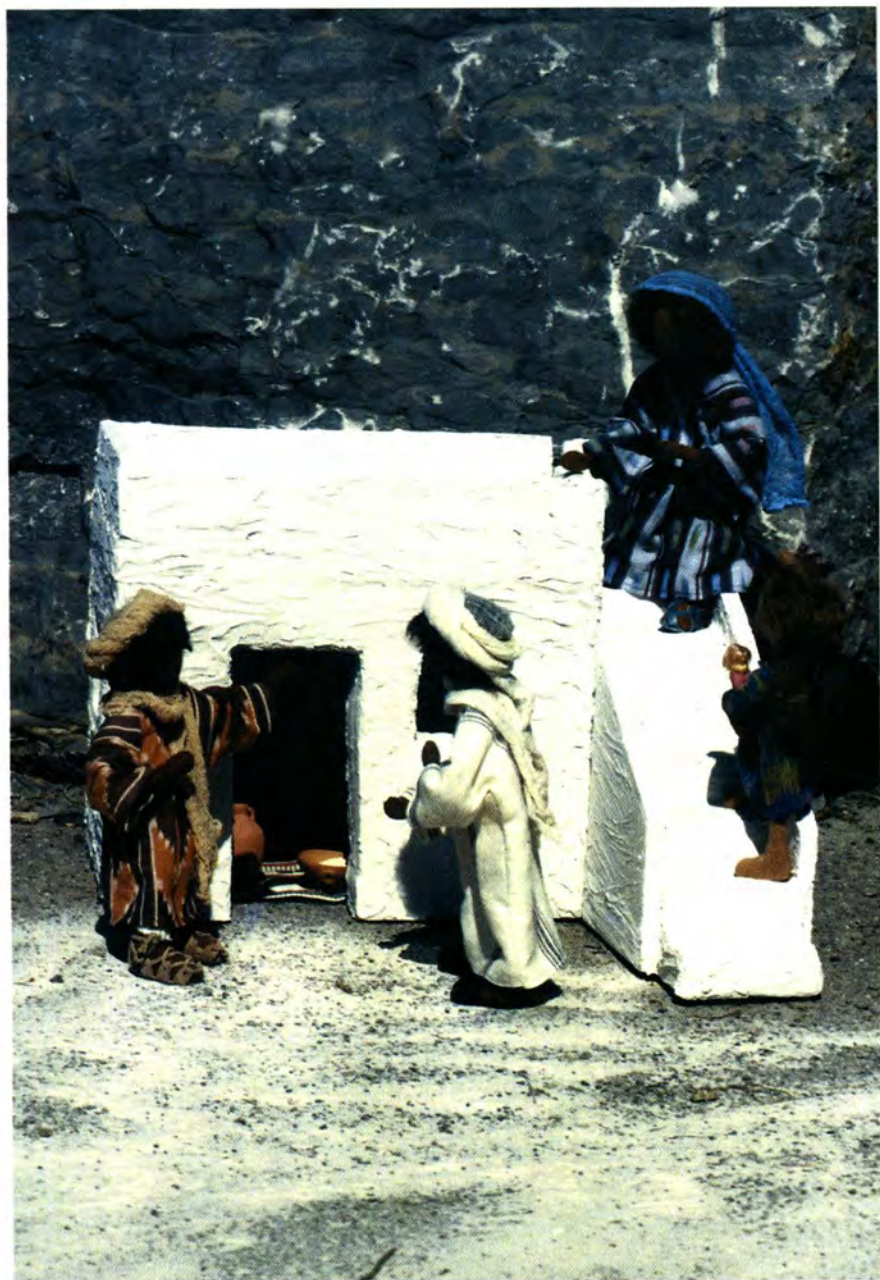
Mein Herz klopfte wie verrückt. So schnell ich konnte, so schnell es ging zwischen all den Leuten, rannte ich nach Hause. "Mama, der Vater bringt Besuch mit, gleich kommen sie, Jesus kommt in unser Haus. Mach schnell, daß alles schön ist, wenn sie kommen, mach schnell."

Meine Mutter guckte mich traurig an: "Ach Rut, du mit deiner Phantasie! Wer will schon in unser Haus kommen? Und der Jesus schon gar nicht."

Ich fing an zu weinen - vor Aufregung und weil meine Mutter mir nicht glaubte: "Doch, sie kommen gleich, und Jesus kommt mit - zu uns, in unser Haus."

Und da kamen sie auch schon. Mein Vater und Jesus und die Männer und Frauen, die immer mit ihm unterwegs sind, und ganz viele Leute aus unserer Stadt. Und sie kamen tatsächlich in unser Haus. Nicht alle, soviel Platz war nicht mal in unserem Haus, aber ganz viele.

Ich weiß gar nicht mehr so genau, was dann alles passierte, es war so viel und alles durcheinander. Aber einmal, das weiß ich ganz genau, da hat Jesus zu meinem Vater gesagt: "Zachäus, heute ist deinem Haus Heil widerfahren." Ich habe mich gewundert über diesen Satz und habe ihn erst nicht richtig verstanden. Aber jetzt weiß ich, glaube ich, was Jesus gemeint hat: Weil Jesus zu uns gekommen ist, weil plötzlich ganz viel Leben in unserem Haus war, weil fröhliche aufgeregte Menschen da waren und weil sie zusammen gegessen und getrunken, geredet und gelacht haben, da ist unser Haus heil geworden. So, als wäre es vorher krank gewesen. Krank vor Einsamkeit und Stille. Und jetzt war es heil und lebendig.



"Heute ist diesem Haus Heil widerfahren". Vielleicht hat es auch etwas damit zu tun, daß mein Vater von dem Tag an ganz verändert war. Er war fröhlich und freundlich und einmal hat er gesagt: "Jetzt wird alles anders. Ich will mich darum bemühen, daß die Leute uns mögen, sie sollen gern in unser Haus kommen. Sie sollen ein freundliches und offenes Haus finden und wir wollen gute Gastgeber sein."

So ganz habe ich das alles ja immer noch nicht verstanden, aber eines weiß ich sicher: Daß gestern abend so viele Leute in unserem Haus waren, daß es hier fröhlich und laut und lustig zuging, daß mein Vater jetzt immer viel fröhlicher ist und daß ganz viele Freundinnen und Freunde in unser Haus kommen, das hat etwas mit diesem Jesus zu tun. Er war der erste, der uns besucht hat. Er war es, der unser Haus heil gemacht hat.

Methodische Hinweise:

Kinder überlegen an dieser Stelle (#) der Geschichte, was der Tochter des Zachäus wohl fehlen könnte, warum sie unzufrieden ist.

Ist es den Kindern auch schon so ergangen, dass andere nicht mit ihnen spielen wollten?

Die Egli-Szene:

Ein Mädchen steht aufrecht, breitbeinig, zufrieden und selbstbewusst im Vordergrund, im Hintergrund ist die Zollstation im Stadttor zu sehen und das Haus, in dem die Familie des Zachäus wohnt. Vor dem Haus ist die Mutter beschäftigt, das Geschirr des gestrigen Festes abzuwaschen, dabei redet sie mit einer Nachbarin. (Vielleicht fällt Ihnen auch ein Bild ein, dass die Frau nicht so sehr auf ihre hausfraulichen Pflichten fixiert?)

Vor der Zollstation geht Zachäus freundlich einladend auf einen reisenden Händler zu. Das Mädchen weist, während ihre Geschichte erzählt wird, auf das Haus im Hintergrund.

Variationsmöglichkeit:

Die Geschichte kann mit nur geringen Veränderungen aus der Sicht der Frau des Zachäus erzählt werden.

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Die folgende Geschichte ist im Laufe der Zeit gewachsen. Die erste Stufe gehört in eine Erzählreihe über Maria. Darin ging es um Marias Erkenntnis, dass ihr Kind erwachsen wird und die Beziehung zwischen Mutter und Sohn sich verändert. Diese Geschichte war sowohl für Mütter als auch für etwas ältere Kinder gedacht.

Erst später kam der Abschnitt über die Bedeutung biblischer Texte dazu, auch als Antwort auf die Frage gedacht, warum wir im Kindergottesdienst diese uralten Geschichten aus der Bibel erzählen.

Ich habe die Nahtstellen der verschiedenen Schichten nicht verwischt, so kann jede(r) für sich entscheiden, wieweit sie oder er erzählen will, welches Motiv im Vordergrund stehen soll.

Erzählvorschlag:

Jesus ist zwölf Jahre alt, fast erwachsen. Zum ersten Mal darf er mit seiner Familie nach Jerusalem zum Passahfest pilgern. Eine aufregende Sache. Seine Mutter und auch sein Vater haben ihm viel erzählt von dieser großen Stadt, vom Tempel, vor allem von dem Gott, dem sie in diesem Tempel ganz nah sein wollen. Von einem Gott hat Maria ihrem Sohn erzählt, der sein Volk liebt wie eine Mutter ihr Kind. Von Gott, der leidet, wenn seine Menschen leiden. Von Gott, der will, dass Gerechtigkeit herrscht, dass alle Menschen haben, was sie brauchen. Maria hatte von dem Gott erzählt, der will, dass alle Unterdrückung aufhört und dass alle Unterdrückten aufatmen können und frei sind. Und als Jesus älter geworden war, hatte Maria ihm auch gesagt, dass Gott die Hilfe seiner Menschen will. Sie sollen mit ihm dafür sorgen, dass endlich Gerechtigkeit herrscht.

Jetzt also sollten sie nach Jerusalem, um das Fest der Befreiung zu feiern, das Passahfest. Jesus war fast überwältigt von der großen Stadt, von den vielen Menschen, von dem ganzen Passah-Rummel, vor allem aber von dem, was er im Tempel erlebte. Josef hatte ihn dorthin mitgenommen. Zum ersten Mal durfte Jesus bei den erwachsenen Männern sitzen. Er hörte ihnen zu, wie sie über die Worte der Propheten redeten und über die heiligen Schriften, die von der besonderen Liebe Gottes zu seinem Volk erzählten. Jesus erlebte mit, wie sie vor Freude tanzten und

sangen, vor Freude darüber, dass Gott sein Volk befreit hatte und dass er es wieder befreien würde.

Aber schließlich ging auch dieses Fest zu Ende und sie machten sich auf den Heimweg, Maria und Josef und all die Leute aus Nazareth, die mit ihnen zusammen gekommen waren. Jesus, so dachten seine Eltern, würde sicher mit den anderen Jungen zusammen sein, aber dann machte Maria sich doch Sorgen, suchte Jesus, fragte Bekannte, fragte die anderen Jungen, aber Jesus war nicht zu finden. So blieb den Eltern nichts anderes übrig, als zurückzugehen nach Jerusalem, um Jesus dort zu suchen. Und wieder fragten sie überall nach Jesus, in der Herberge, in der sie gewesen waren, bei Bekannten, auf der Straße, aber überall nur Kopfschütteln.

Endlich kam Maria die Idee, zum Tempel zu gehen. Jesus war doch so beeindruckt gewesen von dem, was er dort gehört und erlebt hatte. Und dort fanden sie ihn dann: Er saß wie selbstverständlich zwischen den Erwachsenen. Er hörte aufmerksam zu, er fragte, er antwortete. Und offensichtlich nahmen die Männer ihn ernst, redeten mit ihm wie mit einem Erwachsenen.

Maria, der Mutter, gab es einen Stich ins Herz, als sie ihren Sohn da sitzen sah: War ihr kleiner Jesus jetzt kein Kind mehr? Brauchte er sie jetzt nicht mehr? Aber natürlich war sie vor allem erleichtert, dass sie ihn gefunden hatten. Sie rief ihn zu sich und fuhr ihn an: "Was hast du dir bloß gedacht, einfach hierzubleiben? Ist dir nicht klar, was du uns damit angeht hast? Wir haben dich zwei Tage lang gesucht! Wir haben uns Sorgen gemacht, wir haben Angst gehabt um dich!" Aber Jesus sah sie mit großen erstaunten Augen an: "Warum regst du dich auf? Du hast doch selbst gesagt, dass ich hier im Tempel Gott ganz nah sein kann. Und dass es gut ist, Gott nah zu sein."

Aber dann gelang es den Eltern doch, Jesus zum Mitkommen zu bewegen und sie machten sich erneut auf den Weg zurück nach Hause.

Soweit erzählt Lukas die Geschichte und hängt dann noch einen Schlußsatz an, dass Jesus - ansonsten - seinen Eltern immer gehorsam war.



Ich stelle mir vor, wie es weitergegangen sein könnte. Maria erzählt: Jetzt gingen wir zusammen, nebeneinander her, denn jetzt waren wir ja allein unterwegs. Zuerst schwiegen wir. Aber dann konnte ich das Schweigen nicht mehr aushalten. Ich fragte Jesus: "Warum bist du im Tempel geblieben?" Und er antwortete: "Du hast mir immer erzählt von Gott, der will, dass wir frei werden, frei von den Römern, frei von aller Ungerechtigkeit, frei von Armut. Die Männer im Tempel haben das so ähnlich gesagt. Da wollte ich ihnen zuhören, da wollte ich fragen, was ich nicht verstand. So, wie ich dich auch immer frage. Und du hast doch auch gesagt: 'Gott hat einen Auftrag für uns'. Und die Männer haben über diesen Auftrag geredet, manchmal auch gestritten. Da mußte ich doch dabei sein, zuhören, nachdenken, fragen. Verstehst du das nicht? Und schließlich bin ich doch kein kleines Kind mehr!" Ich nickte stumm. Ja, er war kein Kind mehr, er war dabei, erwachsen zu werden. Er würde mich bald nicht mehr brauchen, jedenfalls nicht mehr so wie früher. Sollte ich darüber traurig sein? Oder sollte ich mich nicht vielmehr freuen über das, was er gesagt hatte? Jesus hatte verstanden, was ich ihm immer gesagt hatte: "Gott hat etwas vor mit dir". Er hatte es verstanden. Er war auf dem Weg, den Gott für ihn vorgesehen hatte. Und ich hatte ihn auf diesen Weg gebracht. Sollte ich da nicht froh sein? Ich merkte, es hat sich etwas geändert zwischen Jesu und mir in den letzten Tagen. Wir waren nicht mehr nur Mutter und Sohn. Wir waren so etwas wie Weggefährtin und Weggefährte geworden. Nicht nur auf dem Weg von Jerusalem nach Hause, auch auf dem Weg, den Gott mit uns gehen will. (#)

Während ich noch darüber nachdachte, begann Jesus: "Im Tempel haben sie aus der Schriftrolle des Propheten Jesaja gelesen. Da hieß es - so ungefähr jedenfalls: Gott hat mich gesandt, den Elenden gute Nachricht zu bringen, die Traurigen zu trösten, den Gefangenen zu sagen, dass sie frei sein sollen, und Jerusalem zu sagen, dass sie sich freuen soll, dass sie ein Freudenfest feiern soll. Mutter, warum gibt es eigentlich Elende und Traurige und Gefangene? In Nazareth kenne ich Leute, die sehr arm sind, viel ärmer als wir, die nicht mal genug zu essen haben. Und der Vater von Mosche mußte von zu Hause verschwinden, sich irgendwo verstecken, weil er Angst hatte, die Römer würden ihn sonst ins Gefängnis stecken. Klar, dass Mosche und seine Mutter traurig sind. Warum ist das so?"

Ich jubelte innerlich über diese Frage. Jesus hatte verstanden, worauf es ankam, er hatte wahrgenommen, was um ihn herum vorging, war empfindsam für die Nöte der Menschen, er hatte genau die richtige Frage gestellt.

Ich versuchte zu antworten, obwohl ich wußte, dass es auf diese Frage keine Antwort gibt. Ich sagte: "Es gibt viel Ungerechtigkeit unter den Menschen. Menschen nutzen sich aus, suchen ihren Vorteil auf Kosten der

anderen. Menschen quälen einander. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, dass Gott will, dass es anders wird. Und darum gibt es ja auch Menschen" - ich zögerte einen Augenblick, ob ich es sagen sollte - "dein Vater und ich gehören dazu, die dafür arbeiten und kämpfen, dass es besser wird, dass es ein bisschen weniger ungerecht zugeht in unserem Land."

"Ja, ich weiß, ich habe euch belauscht, neulich, als spät abends die Leute bei uns waren. Aber dieses Wort aus dem Tempel - was nützt das denn, wenn so uralte Worte immer wieder gelesen werden. Davon ziehen doch die Römer nicht ab, und davon verteilen die Reichen ihr Geld nicht. Oder?"

"Vielleicht nicht, und doch sind diese alten Mut-Mach-Worte ganz wichtig. Sieh mal, diese Leute, die da neulich bei uns waren. Es ist schwierig, was sie tun und oft auch gefährlich, wie beim Vater von Mosche. Aus diesen 'uralten Worten' wie du sie nennst, schöpfen wir immer wieder neue Hoffnung. Wir erzählen uns diese Geschichten von Gott, der sein Volk schon einmal befreit hat und hoffen ganz fest darauf, dass er es wieder tun wird. Ich glaube, ohne diese alten Geschichten und Worte hätte ich den Mut längst verloren, hätte ich längst aufgegeben. Aber wenn ich diese Worte höre, zum Beispiel das, was du im Tempel gehört hast: 'Den Gefangenen wird er die Freiheit verkünden', dann weiß ich wieder: Es ist nicht in Ordnung, dass es Gefangene gibt. Und ich werde unruhig und wütend und merke, wie meine Kräfte wachsen, nur, weil ich diese 'uralten Worte' gehört habe.

Und manchmal, wenn ich ganz müde und verzweifelt bin, dann trösten mich diese Worte auch. Ich male mir aus, wie es gut wäre, wie es Gott will, und dann sehe ich das Bild der geschmückten Stadt Jerusalem, in der Menschen ein fröhliches Fest feiern, ein Fest, weil sie wissen, Gott ist nah. Und dann bin ich ein bisschen weniger verzweifelt. Verstehst du das?"

Jesus nickte stumm.

Eine Zeit lang gingen wir schweigend nebeneinander her. Dann hatte ich mich entschieden:

"Wenn sich beim nächsten Mal die Leute bei uns treffen, dann erzähl ihnen, was du im Tempel gehört hast. Das von dem Gottesboten, der zu uns geschickt wird, den Elenden gute Botschaft zu bringen, die Traurigen zu trösten, den Gefangenen zu sagen, dass sie frei sein sollen. Und auch das von der Stadt Jerusalem, die ein Freudenfest feiert. Willst du das tun?"

Und diesmal nickte Jesus ganz heftig.

Methodische Hinweise:

Alternative 1: Ich erzähle die Geschichte bis (#). Es schließt sich in einem Kreis von Frauen ebenso wie in einem Kreis von älteren Kindern ein Gespräch über das Erwachsen-Werden und Loslassen-Können an, aus jeweils unterschiedlicher Perspektive.

Alternative 2: Ich erzähle die Geschichte bis zum Schluß. Es schließt sich unter Erwachsenen ein Gespräch an über biblische Geschichten oder Texte, die im eigenen Leben einmal wichtig geworden sind. Lassen sich daraus Schlüsse ziehen für die Art, wie wir biblische Geschichten weiter-erzählen?

Die Egli-Szene:

Bei beiden Varianten sind Mutter und Sohn gemeinsam auf dem Weg (Josef spielt keine Rolle in der Geschichte, ihn ereilt das Schicksal, das sonst immer die Frauen trifft: Er wird unterschlagen).

Sie gehen nebeneinander her, ihre Gesichter einander zugewandt, vielleicht gebrauchen sie beim Reden auch ihre Arme.

Ich schreie, aber meine Hilfe ist fern

Psalm 22,3

Nicht nur Geschichten lassen sich mit Hilfe von Egli-Figuren "anschaulich" erzählen. Auch Psalmworte können durch die Figuren gedeutet werden. Allerdings verlangt der folgende Vorschlag etwas Übung in Gesprächsführung - jedenfalls in Gruppen mit Erwachsenen, Kinder werden weniger Probleme haben, ihre Geschichten mit Psalm-Wort und Egli-Figur in Beziehung zu setzen.

Ausgangspunkt dieser Arbeit mit Psalmworten ist die Einsicht, dass in den Psalmen menschliche Erfahrungen verdichtet sind, die zur Deutung und Bewältigung heutiger Situationen und Erlebnisse helfen können.

Eine einzelne Egli-Figur (Frau, Mann oder Kind, je nach Zielgruppe) wird so gestellt, dass sie sichtbar schreit und nach Hilfe sucht.



Die TeilnehmerInnen äußern, was ihnen zu dieser Figur einfällt. Mindestens bei Kindern bedarf es gar keiner Aufforderung, diese Assoziationen zu äußern.

Wenn keine Äußerungen mehr kommen, spreche ich den Psalmvers:

Ich schreie, aber meine Hilfe ist fern.

Wenn keine spontanen Äußerungen (mehr) kommen:

Stellt euch bitte vor, wer so schreien könnte. Jemand braucht Hilfe, aber niemand ist da, der hilft. Denkt euch Geschichten aus dazu.

Mit Klangschale oder Triangel markiere ich Zeit zum Ausdenken (etwa drei Minuten).

Wer will, kann ihre/seine Geschichte erzählen. Wichtig ist, dass weder die Geschichten noch die Assoziationen "zensiert" werden. Jede/r darf äußern, was ihr/ihm einfällt, auch dann, wenn es nicht zu dem zu passen scheint, was ich weiter sagen will.

Wenn alle Geschichten erzählt sind:

Der Psalm, aus dem ich eben einen Vers gelesen habe, geht weiter. Der/die eben noch um Hilfe geschrien hat, hat Hilfe gefunden. Er oder sie sagt nicht, was geschehen ist, aber das Gebet endet so:

(für Kinder:)

**Ich will dich rühmen! Denn du hast meine Not nicht verachtet.
Du hast dich nicht verborgen vor mir.
Und als ich zu dir schrie, hast du's gehört.**

(für Erwachsene:)

**Ich will deinen Namen kundtun, ich will dich rühmen.
Denn du hast nicht verachtet noch verschmäht das Elend der Armen,
und dein Antlitz nicht verborgen vor ihnen.
Und als ich zu dir schrie, hast du's gehört. (Verse 23,25)**

Es wird sich spontan ein Gespräch anschließen, wie es zu dieser Wendung gekommen sein könnte. Könnte es eine solche Wendung auch für die vorher erzählten Geschichten geben?

Die Gesprächsphase sollte nicht mit einem Versuch, die erzählten Szenen und Geschichten zu harmonisieren, abgeschlossen werden, allenfalls mit dem vorsichtigen Hinweis: Die Klage-Psalmen sind auch darum aufgeschrieben worden, um Klagenden, die keinen Ausweg, keine positive Wendung sehen, Mut zu machen, diese Wendung zu erhoffen und gegebenenfalls auch einzufordern.

Ein geeigneter Abschluss der Gesprächsrunde kann ein Vertrauenslied sein, zum Beispiel: Du verwandelst meine Trauer in Freude (MKLB 9).

Der Hirte und sein verlorenes Schaf

Lk. 15, 1-7

Was mir wichtig ist an dieser Geschichte:

Der Hirte lässt nicht zu, dass eines seiner Schafe verloren geht, auch dann nicht, wenn es "doch selbst Schuld hat". Kindern kann diese Geschichte das Vertrauen stärken, dass Gott sie nicht aufgibt, so sehr sie auch "vom rechten Weg abgekommen" sind.

Für Erwachsene ist dies eine Hoffnung-wider-alle-Erfahrung-Geschichte: Gott lässt nicht zu, dass seine Menschen zugrunde gehen, auch dann nicht, wenn sie alle technischen und wissenschaftlichen Mittel einsetzen, um ihren Untergang zu beschleunigen.

Erzählvorschlag:

Ein Hirte mit seiner Herde. Er ist noch jung, fast noch ein Kind. Aber er ist verantwortlich für seine Schafe. Er muss dafür sorgen, dass sie Gras finden zum Fressen und Wasser zum Trinken.



Er muss sie schützen vor Gefahren, vor wilden Tieren in der Nacht, vor tiefen Schluchten, in die sie stürzen könnten. Den ganzen Tag ist er mit seinen Tieren zusammen. Sie kennen ihn an der Stimme: Wenn er singt, dann lauschen sie. Wenn er ruft, dann merken sie an der Stimme, dass Gefahr droht. Und er kennt seine Schafe, jedes einzelne. Da gibt es einige, die sind ängstlich, laufen nie weit weg, bleiben immer in seiner Nähe. Und da sind andere, die sind mutig, auf die muss er besonders aufpassen, dass sie nicht zu weit weglaufen. Einige sind da, die kämpfen gern miteinander, da gibt es schon mal kleine Verletzungen, um die er sich kümmern muss.

Der junge Hirte zieht vor seinen Schafen her, er will sie zu einem anderen Weideplatz bringen, wo es viel Gras und Wasser gibt. Singend und fast tanzend geht er vor ihnen her und sie folgen ihm, alle, bis auf eines.

Als sie Rast machen, sieht der Hirte auf seine Schafe, er zählt sie und merkt: Eines fehlt. Er zählt noch einmal, aber es fehlt wirklich eines. Eines von den jungen Schafen, eines von denen, die gern mal vom Weg abweichen, eigene Wege suchen. Der Hirte bekommt Angst. Dem Schaf kann etwas passiert sein, es kann in eine Felsspalte gestürzt sein, es kann von einem wilden Tier angefallen worden sein, es kann mit dem Huf irgendwo eingeklemmt sein und jetzt jämmerlich um Hilfe schreien. Oder ob es einfach nur mal wieder seiner eigenen Wege gegangen ist und irgendwann wieder zurückfindet, froh und stolz über seinen Extraweg? Soll er noch abwarten? Aber dann stellt er sich vor, wie das Kleine irgendwo in Not ist und um Hilfe schreit, nein, er muss es suchen. Aber was ist mit den anderen Schafen? Kann er sie allein lassen, während er das eine sucht? Der Hirte lauscht, ob er irgendwas anderes hört als das zufriedene Kauen seiner Herde. Kein Ton. Er muss das verlorene Schaf suchen. Schließlich ist er verantwortlich dafür, dass es ihm gut geht. Also treibt er die anderen Schafe in ein schmales Felstal. Dort sind sie sicher, bis er zurückkommt. Vor den Ausgang des Tales legt er ein paar Äste. So können die Schafe nicht weglaufen, so können keine wilden Tiere eindringen

Und dann läuft der Hirte los. Zuerst ein Stück den Weg zurück, den sie gekommen sind. Immer wieder ruft er das Schaf mit all den Lockrufen, die seine Tiere von ihm kennen. Dann lauscht er. Lange ist er so unterwegs. Seine Angst wird immer größer, seine Angst um sein Schaf. "Ich muss es finden, ich muss ihm helfen." Einmal stürzt er selbst und knickt sich den Fuß um. Es tut weh. Aber er darf nicht aufgeben. Er muss das Schaf finden. Endlich meint er, den jämmerlichen Schrei eines Schafes zu hören. Er ruft noch einmal, und ihm ist, als hörte er eine Antwort. Er läuft in die Richtung, aus der das Schreien kam. Er muss sich seinen Weg durch Gesträuch suchen und zerkratzt sich dabei die Haut an Armen und

Beinen. Er muss an Felsen hochklettern, aber endlich findet er sein Schaf: Es hat sich auf einem Felsen verstiegen, ist immer weiter gekrabbelt und kann jetzt nicht mehr zurück. Auf allen vieren klettert der Hirte hinterher.



Endlich hat er das Schaf erreicht. Er nimmt es auf den Arm, drückt es an sich und murmelt: "Dass ich dich endlich gefunden habe. Jetzt ist alles gut." Und als er sich ein bisschen ausgeruht hat, legt er das Schaf auf seine Schultern und klettert ganz vorsichtig wieder herunter von dem steilen Felsen und durch das Gestrüpp. Dann läuft er zurück zur Herde so schnell es geht mit einem kleinen Lamm auf dem Arm. Unterwegs trifft er eine Gruppe anderer Hirten. Schon von weitem ruft er ihnen zu: "Guckt mal, mein Lamm. Es war verloren, aber ich habe es wieder gefunden. Kommt mir mir, freut euch mit mir, dass mein Schaf wieder da ist." Und wie in einem Triumphzug bringen sie das kleine Lamm zurück zur Herde.



Methodische Hinweise:

An dieser Geschichte können die zuhörenden Kinder oder Erwachsenen kaum mitwirken. Die Übertragung, die Lukas in den Rahmenversen 1-3 und 7 leistet, können sie aber selber im Gespräch versuchen.

Der für Kinder angemessene Rahmen kann sein, dass Jesus, dass Gott sie nicht in die Irre gehen lässt, dass er ihnen nachgeht, auch wenn sie etwas getan haben, dass sie selbst nicht in Ordnung finden.

Für Erwachsene ist der Horizont weiter, er umfasst auch aktuelle politische Fragen. Zum Zeitpunkt, als ich diese Sätze schreibe, zum Beispiel die Frage einer Bio - Ethik - Konvention: Gott geht denen nach, die in die Irre gehen. Gott lässt nicht zu, dass wir die ethischen Grundlagen unseres Zusammenlebens, dass wir die Würde des Menschen und der Mitgeschöpfe verletzen. Gott "lässt nicht zu" bedeutet für mich neben der Ermutigung auch den Auftrag, denen nachzugehen, die in die Irre gehen und sie zurückzuholen - nicht zurück zur Herde, aber zurück dahin, wo menschenwürdiges Leben möglich ist.

Zur Egli-Szene:

Die Szene ist dreiteilig, muss also während der Erzählung zweimal umgebaut werden:

Zuerst der Hirte, singend und tanzend vor seiner Herde.

Zweitens: Der Hirte, allein, auf einen Felsen kletternd, das verlorene Schaf schon vor Augen.

Drittens: Der Hirte mit dem wiedergefundenen Schaf auf dem Arm..

Wem das "Umbauen" während der Erzählung zu riskant ist - der Erzählfaden kann durch die Unterbrechung leicht reißen, die Figuren wollen auf die Schnelle nicht so stehen, wie sie sollen - der kann den Hirten aus der Rückschau einem anderen Hirten erzählen lassen. Das könnte dann während der ganzen Erzählung so aussehen:



Was mir wichtig ist an der Geschichte:

Kinder können in dieser Geschichte die eigene Erfahrung des Außen-Vor-Stehens wiedererkennen. Sie können aber auch lernen, die Perspektive derer einzunehmen, die in ihren Kindergartengruppen oder Klassen außen vor stehen, weil sie fremd sind. Dieser Perspektivenwechsel scheint mir das beste und vielleicht einzig wirksame Mittel gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus.

Erzählvorschlag:

Rut sitzt mit ihrem Enkelkind zusammen. Sie ist zu alt, das Kind zu jung zum Mithelfen bei den Vorbereitungen für das Erntefest. Sie haben Zeit, sich das Treiben anzugucken. Rut erzählt:

Es ist Erntefest. Ich freue mich auf das Fest. Du auch? Die jungen Leute haben alles vorbereitet, seit Tagen haben sie gekocht und gebraten, haben Getränke hergeschleppt und gebacken. Die jungen Mädchen haben sich neue Kleider genäht und sind gespannt, ob es die jungen Männer merken. Es wird ein schönes Fest werden. Was bin ich froh, dass ich alte Frau nicht mehr so viel mithelfen muss. Ich kann hier mit dir sitzen und zugucken und meine Gedanken schweifen lassen. Soll ich dir erzählen, von früher, als ich noch jung war? Das ist lange her. Ich erinnere mich an ein rotes Kleid, ein kostbares Kleid. Mein Mann hatte mir den Stoff geschenkt. Nein, nicht dein Großvater, der tauchte erst später auf, mein erster Mann. Ich wohnte mit meinem Mann, mit seinem Bruder und dessen Frau und natürlich mit den Eltern meines Mannes zusammen. Ja, meine Schwiegermutter, Noomi, die hatte ich sehr gern. Sie war aus einem fremden Land gekommen, man merkte es noch ein bisschen an ihrer Sprache. Damals, als mein Mann mir den roten Stoff geschenkt hatte, da ging es uns gut. Wir hatten ein Häuschen, groß genug für uns alle, eine Schafherde, ein paar Felder. Es reichte für uns. Aber dann begann das Unglück. Zuerst starb mein Schwiegervater, bald danach auch der Bruder meines Mannes und schließlich auch mein Mann. Es war ganz schrecklich. Wir drei Frauen allein, wie sollten wir weiterleben? Es war niemand mehr da, der uns versorgen konnte, niemand, der uns schützen konnte. Drei Frauen allein, das ging nicht. Meine Schwägerin und ich hätten zu unseren Familien zurückgehen müssen, aber hätten die uns aufgenommen? Und Noomi? Sie hatte keine Verwandten in unserem Land.



Darum sagte Noomi: "Ich will zurück gehen in das Land, aus dem ich komme". Und ich sagte sofort: "Ich gehe mit dir." Ich hatte sie schließlich gern, ich wollte bei ihr bleiben. Und hatte ich denn eine andere Möglichkeit? Wir mussten gehen. Und so haben wir uns dann auf den Weg gemacht.

Viel konnten wir nicht mitnehmen. Man gerade ein Bündel mit ein paar Kleidern und ein paar Erinnerungen an zu Hause. Ich habe sehr geweint, als wir von zu Hause weggingen. Ich hatte Angst vor dem neuen Land. Ich kannte da doch niemanden, außer Noomi natürlich. Ich kannte die Sprache der Leute nicht. Würde ich da überhaupt zurecht kommen? Ich hatte Angst - und Heimweh. Wenn Noomi nicht gewesen wäre, ich glaube, ich hätte den Weg nicht geschafft. Sie hat mich getröstet, hat mir von ihrem Land erzählt, von den Menschen dort. Lustige Geschichten, so dass ich lachen musste und mein Heimweh vergessen habe, wenigstens für kurze Zeit.

Dann kamen wir in das neue Land. Es war gerade Erntezeit, so wie jetzt. Wovon sollten wir leben? Wir hatten doch nichts mitgebracht von zu Hause. Ich musste auf die Felder gehen und Ähren sammeln, die Kornähren, die die Bauern übersehen hatten. Das war mühselig. Aber schlimmer als die harte Arbeit war etwas anderes: Die Leute waren oft sehr unfreundlich zu mir. Manchmal sagten sie etwas in ihrer Sprache und dann lachten sie. Lachten sie über mich? Ich verstand sie doch nicht. Machten sie Witze über mich?

Manchmal in dieser Zeit bin ich weinend zu Noomi gelaufen, in die kleine Hütte, in der wir untergekommen waren. Noomi hat mich getröstet und gesagt: "Es wird bald besser werden, ganz bestimmt. Ich glaub, ich weiß auch schon, wie." Noomi hatte Recht. Eines Tages wurde es tatsächlich besser. Und das kam so:

Ich war gerade wieder dabei Ähren zu sammeln. Da kam der Bauer, dem das Feld gehörte. Ich sah, wie er mit seinen Arbeitern redete und dabei mit dem Finger auf mich zeigte. Aber diesmal lachte niemand. Im Gegenteil: Der Bauer kam und sagte - ganz langsam sprach er, damit ich ihn verstehen konnte: "Komm zu uns, wir machen gerade Frühstückspause, setz dich zu uns". Etwas ängstlich ging ich mit und setzte mich zu den Leuten. Aber sie lachten nicht, sie tuschelten nicht. Eine Frau gab mir von ihrem Brot ab. Und ich durfte aus ihrem Wasserkrug trinken. Sie waren richtig freundlich zu mir. Erst viel später habe ich erfahren, dass Noomi ihre Finger im Spiel hatte. Sie hatte ganz geschickt dem Bauern die Nachricht zugespield, dass sie zu seiner Familie gehöre, eine entfernte Verwandte. Sollte er die etwa in Armut verkommen lassen? Das konnte er natürlich nicht dulden, das konnte er nicht auf sich sitzen lassen. Darum hatte er seinen Leuten befohlen, freundlich zu mir zu sein, beim Ernten großzügig Ähren liegen zu lassen, damit ich es nicht so schwer haben sollte. Aber das alles wusste ich damals noch nicht.

Von diesem Tag an ging es Noomi und mir besser. Die Arbeit war nicht mehr ganz so mühselig wie vorher, vor allem aber: Ich hatte nicht mehr so viel Angst vor den fremden Frauen und Männern. Manche kannte ich sogar schon mit ihrem Namen. Und weil sie immer häufiger mit mir redeten, lernte ich ihre Sprache auch immer besser. Und dann, eines Tages, luden sie mich sogar zu ihrem Erntefest ein. Boas, so hieß der Bauer, hatte gesagt: "Rut, du sollst mit uns feiern. Du hast auf meinen Feldern gearbeitet. Da sollst du jetzt auch mit uns feiern." Boas war freundlich zu mir. Sehr freundlich sogar. Ich merkte, der mag mich ganz gerne. Und ich mochte ihn auch. Sehr sogar. Noomi hatte gesagt: "Halt dich an den Boas, du wirst sehen..." Mehr hatte sie nicht gesagt, erst später habe ich von ihrem Plan erfahren. Dann kam also das Erntefest. Das Haus und die Scheunen waren geschmückt, viel Essen und Trinken war vorbereitet - ich erinnere mich noch, wie gut es überall roch - und die Leute waren vergnügt und sangen. Viele kannte ich ja schon und sie kannten mich. Ich kam mir gar nicht mehr fremd vor. Es war schon fast wie zu Hause. Es wurde ein fröhliches Fest, wir haben gesungen und getanzt und gelacht und geredet und gegessen und getrunken, manche haben ziemlich viel getrunken - bis spät in die Nacht. Und manchmal merkte ich, wie Boas mich beobachtete. Ganz spät, als viele schon schlafen gegangen waren, kam Boas auf mich zu. "Rut", sagte er, "ich hab dich gern. Willst du in mein Haus ziehen, willst du mit mir zusammen leben?" Blitzschnell habe ich überlegt: Und ob ich will! Aber wird er morgen früh, mit nüchternem Kopf, auch noch wollen? Und was wird aus Noomi, wenn ich zu Boas ziehe? Soll ich sie allein lassen. Aber dann fiel mir ein, was Noomi gesagt hatte: "Halt dich an Boas, du wirst sehen..." Als Antwort fiel ich Boas einfach um den Hals und küsste ihn. In dieser Nacht bin ich nicht mehr zu Noomi zurückgegangen, aber sie ahnte schon, warum nicht, denn Noomi war eine kluge Frau.

Ja, und kurze Zeit darauf sind Noomi und ich dann zu Boas gezogen. Jetzt war ich nicht mehr Rut, die Ausländerin, die Fremde. Jetzt war ich Rut, die Frau des reichen Boas. Ich war sehr glücklich.

Das alles ist lange her. Aber ich denke oft daran. Ich denke oft an Noomi, diese liebe, kluge Frau. Und ich denke oft an meine erste, schwere Zeit hier im Land. Besonders, wenn ich Fremde treffe, Menschen, die aus einem fremden Land kommen, Menschen, die eine andere Sprache sprechen, die andere Sitten haben. Menschen, die von zu Hause weg mussten. Und dann denke ich: Ob es denen auch so geht wie mir, als ich fremd war in diesem Land? Dass sie Angst haben und Heimweh? Und dann erinnere ich mich an das Erntefest damals, als die Menschen freundlich waren zu mir.

Methodische Hinweise:

Mit Kindern versuche ich ins Gespräch zu kommen über eigene Erfahrung von Fremdheit und was geholfen hat, diese Fremdheit zu überwinden. Wie mag es MitschülerInnen gehen, die hier fremd sind, die Sprache nicht sprechen? Warum sind sie hier? Gab es, ähnlich wie bei Rut, zu Hause keine Überlebensebene?

Es ist damit zu rechnen, dass besonders ältere Kinder ausländerfeindliche Parolen wiedergeben, die sie zu Hause hören. Es hat wenig Sinn, diese einfach zurückzuweisen. Ziel des Gesprächs kann aber sein, die Kinder zu animieren, die Situation auch aus der Perspektive der Fremden zu sehen.

Die Egli-Szene:

Rut sitzt als alte Frau zufrieden da und sieht sich um. An ihrem Kleid und an ihrer Frisur ist zu erkennen, dass sie keine arme Frau ist. Vor ihr auf dem Boden sitzt ein Enkelkind, dem sie ihre Geschichte erzählt.

Die Samariterin und Jesus am Brunnen

Joh. 4, 5-30

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Es ist eine schwer verständliche Geschichte, die von Mißverständnissen handelt und zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Für kleine Kinder ist sie hier komprimiert auf das Symbol Wasser.

Wasser steht für alles, was Menschen brauchen. Jesus gibt dieses Wasser.

Erzählvorschlag:

Jesus kommt an einen alten Brunnen. Es ist heiß. Jesus setzt sich an den Brunnen. Da ist Schatten. Eine Frau kommt. Sie will Wasser holen. Jesus sagt: "Gib mir zu trinken." Die Frau schöpft Wasser. Sie gibt es Jesus. Jesus trinkt. Dann sagt er: "Weiß du, wer ich bin? Ich kann dir Wasser geben, Wasser des Lebens". Die Frau lacht: "Du hast ja keinen Krug und keinen Eimer. Wie willst du mir Wasser geben?" Und sie denkt: "So ein Angeber". Jesus sagt: "Jetzt holst du Wasser. Morgen ist es verbraucht. Du wirst neues Wasser holen. Ich gebe dir anderes Wasser. Wasser, das sich nicht verbraucht." Die Frau freut sich. "Dann muß ich nicht mehr hierher kommen. Dann muß ich nicht mehr die schweren Krüge tragen". Jesus schüttelt den Kopf: "Du hast mich falsch verstanden. Setz dich zu mir. Ich will es dir erklären: Du brauchst Wasser. Jeden Tag. Ohne Wasser kannst du nicht leben. Du brauchst Wasser zum Trinken, zum Kochen, zum Waschen. Und woher kommt das Wasser? Aus dem Brunnen, aus einer Quelle, aus der Erde. Und wer hat es gemacht? Gott hat das Wasser gemacht. Gott hat das Wasser für dich gemacht. Damit du leben kannst. Aber du brauchst nicht nur Wasser zum Leben. Du brauchst auch..." ,die Frau unterbricht Jesus: "Ich brauche auch etwas zu essen, ich brauche ein Haus und Kleider und..." - "und du brauchst Menschen, die dich gern haben. Menschen, für die du wichtig bist. Du brauchst Zeit zum Ausruhen, du brauchst Frieden und Gerechtigkeit und du brauchst auch hin und wieder etwas, was dir Spaß macht. Gott gibt dir alles. Gott ist wie eine Quelle, aus der alles sprudelt, was du zum Leben brauchst. Gott ist wie ein Brunnen, aus dem du schöpfen kannst, was dein Leben gut macht".

Die Frau nickt. Sie steht auf und geht in ihr Dorf zurück. Sie hat noch nicht so ganz verstanden, was Jesus ihr gesagt hat, sie überlegt: "Wasser des Lebens? Gott wie ein Brunnen?"



Und dann fällt ihr das alte Wort ein, das der Prophet Jesaja gesagt hat: "Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Brunnen des Heils. Und sie freut sich über all das, was Gott ihr schenkt - und natürlich über das Wasser."

Methodische Hinweise:

Natürlich kann man die Kinder aufzählen lassen, wozu sie Wasser brauchen. Aber das würde den Erzählfaden unterbrechen, es wäre schwierig, danach wieder einzusteigen. Besser erscheint mir, wenn zunächst die Kinder die gestellte Egli-Szene beschreiben und sie dann die Geschichte hören.

Die Egli-Szene:

Diese Geschichte stellt eine ideale Egli-Szene dar: Zwei Figuren sind im Gespräch miteinander. Jesus sitzt an einem Brunnen (angedeutet durch einen Ring von Steinen), die Frau kommt mit einem Wasserkrug. Sie bleibt stehen, stellt ihren Krug auf den Brunnenrand, ohne ihn ganz loszulassen. Bis zum Ende der Geschichte muss die Szene nicht verändert werden.

BIBLISCHE GESCHICHTEN
ERWACHSENEN ERZÄHLT

Elia findet Gott

1. Kön. 19, 1-13

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Elia sucht Gott vergeblich, so lange er nach Zeichen göttlicher Stärke, Macht, Allmacht sucht. Elia findet Gott, als er lernt, das Kleine, Leise, Fürsorgliche, Zärtliche als Zeichen Gottes wahrzunehmen.

Erzählvorschlag:

Das ist eine phantastische Geschichte, die unserer eigentlichen Geschichte vorangeht, (1. Kön. 18,17-40) gewaltig, dramatisch, blutrünstig, ein Stoff, so richtig geeignet für eine Hollywood-Verfilmung: Da steht Elia, Gottes Prophet, ganz allein einer riesigen Menge von Neugierigen und Sensationslüsternen gegenüber. Und auf der anderen Seite der Szene: 950 Propheten des Baal und der Aschera. Ein gewaltiger Machtkampf zwischen dem einen Propheten und den 950. Zwischen dem Gott Israels, für den Elia kämpft, und dem Baal und der Aschera, für die die 950 stehen. Es geht darum, welcher der Götter mächtiger ist. Und dann geht der Kampf los: Die 950 schlachten einen Opfertier, legen ihn auf den Altar und beten zu ihren Göttern, dass sie Feuer vom Himmel schicken sollen, Feuer, das den Stier verbrennt. Aber nichts geschieht, so sehr sie auch schreien, so sehr sie um den Altar hüpfen und springen und tanzen, so sehr sie sich die Haut aufritzen, dass ihr Blut fließt. Nichts geschieht, den ganzen Tag lang. Und Elia macht sich lustig über sie:

"Euer Gott ist wohl gerade nicht da, oder er hört vielleicht schlecht."

Und dann kommt Elias Auftritt: Auch er schlachtet einen Stier und baut einen Altar. Zusätzlich gießt er Wasser über das Opfertier und den Altar. Und dann beginnt er zu beten: "Du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Alle sollen heute erfahren, dass du Gott bist in Israel und ich dein Diener. Erweise deine Macht, dass das ganze Volk es sieht." Und was Elia erbittet, geschieht: Gott läßt Feuer vom Himmel fallen, das nicht nur den Stier und das Holz auf dem Altar verbrennt, sondern auch die Steine und das Wasser, das Elia darüber gegossen hatte.

Alles Volk wirft sich zu Boden und ruft: "Der Herr allein ist Gott."- Und Elia, wie im Rausch nach seinem großen Sieg, läßt die 950 Gegner ermorden. Das ist Hollywood, auch, wenn es in der Bibel steht. Das ist die Sehnsucht der kleinen Leute nach der großen Macht.

Das ist das Blut eines Gottes, der zur Demonstration seiner Allmacht auch vor einem Blutbad nicht zurückschreckt.

Aber: Die Geschichte geht weiter. Unsere Geschichte fängt erst an. Und diese Fortsetzung eignet sich nun gar nicht mehr für einen Monumentalfilm, da geht es viel leiser zu, zärtlicher, auch humorvoller:

Elia hat nicht lange Zeit, sich an seinem neu-gewonnenen Ruhm zu freuen. Die Königin schickt einen Boten zu Elia und läßt ihm sagen: "Du hast meine Propheten umgebracht. Du hast meine Götter lächerlich gemacht. Du hast meine Autorität untergraben. In weniger als 24 Stunden soll dir geschehen, was du meinen Propheten angetan hast."

So ist das in Machtkämpfen: Die Gegenmacht schlägt zurück. So schnell gibt sich die Königin nicht geschlagen, so schnell geben die Götter nicht auf.

Elia packt die Angst. Was kann er alleine gegen alle Soldaten der Königin ausrichten? Ganz schnell wandelt sich der Triumph über den Sieg in Todesangst - verständlich.

Elia läuft weg - allein. Offenbar ist sein Gott, der sich noch vor kurzem als so mächtig erwiesen hat, jetzt unerreichbar weit weg.

Oder vielleicht denkt Elia nur nicht daran, dass Gott gerade in der Angst ganz nah ist?

Elia läuft weg, über die Landesgrenze, aber das reicht nicht, auch jenseits der Grenze fürchtet er die Macht der Königin. Darum flieht er weiter, in die Wüste, ganz allein und getrieben von Todesangst. Und in die Angst mischt sich eine unendliche Müdigkeit. Es war wohl doch zu viel für ihn, der Kampf gegen die Propheten, die Anspannung, die Freude über den Triumph, das schnelle Umkippen der Gefühle, die Flucht. Zu viel für ihn. Und dann kommt der Zorn dazu. Der Zorn auf diesen Gott, der ihn in so unmögliche Situationen gebracht hat. Aber eigentlich ist Elia selbst für diesen Zorn zu müde.



Elia setzt sich auf den Wüstenboden, unter einen kleinen Strauch - viel Schatten wird der auch nicht gegeben haben - und will nicht mehr. Will nicht mehr weiterlaufen, will nicht mehr auf Gottes Aufträge hören müssen, will nicht mehr leben. Und - kein Feuer fällt vom Himmel, keine mächtige Stimme holt ihn aus seiner Depression, Gott schweigt.

Aber ich stelle mir vor, wie Gott lächelt, wie er den lebensmüden Elia, den tot-müden Elia da sitzen sieht in der Wüste, wie er ihn beobachtet. Gott lächelt und schweigt und läßt Elia in Ruhe. Und Elia schläft. Schläft lange. Bis er eine zärtliche Berührung zu spüren meint, ein sanftes Streicheln. Und eine leise Stimme hört: "Elia, Elia, steh auf und iß!" Elia öffnet die Augen. Da ist niemand. Aber er sieht ein Brot und einen Krug mit Wasser. Vielleicht ist ein Beduine vorbeigezogen und hat Brot und Wasser da gelassen. Vielleicht, Elia ist zu müde, immer noch viel zu müde, darüber nachzudenken. Er ißt und trinkt - und legt sich wieder schlafen. Zu tief war die Müdigkeit, zu tief die Depression, als dass ein bisschen Essen und Trinken sie beenden könnten. Und Gott läßt Elia in Ruhe, läßt ihn schlafen, wartet ab. Denn Gott ist ein Gott der Geduld.

Elia schläft - unter dem Strauch in der Wüste - bis er zum zweiten Mal die zärtliche Berührung spürt. Elia kommt nicht - noch nicht - auf die Idee, in dieser Zärtlichkeit Gott zu suchen.

Elia hört die leise Stimme, die ihn auffordert: "Elia, steh auf und iß!" Elia kommt - noch nicht - auf die Idee, in der sanften Stimme Gott zu suchen, oder in dem Brot und dem Wasser, das er zum zweiten Mal findet. Aber Elia setzt sich auf, ißt von dem Brot und trinkt von dem Wasser. Und er hört die Stimme: "Steh auf, du hast einen weiten Weg vor dir."

Und Elia steht auf, er macht sich auf den weiten Weg. Die Stimme, die Zärtlichkeit, Brot und Wasser, die Geduld Gottes und der lange Schlaf haben ihn so gestärkt, dass er den mühsamen Weg schafft. Er geht zum heiligen Berg, an den Ort, an dem schon Mose Gott begegnet ist. Ein langer Weg, aber er bringt Elia seinem Ziel näher. Seinem Ziel: Gott zu finden. Zu begreifen, wer dieser Gott ist.



Er findet eine Höhle, einen Ort, sich zu verkriechen, sich zu verstecken, sich wieder schlafen zu legen. Offenbar war die Zeit in der Wüste noch nicht ausreichend. Aber jetzt findet es Gott an der Zeit, Elia wach zu rütteln, wirklich wach, dass er sieht und hört und begreift, dass er Gott sieht und hört und begreift.

Gott ruft Elia: "Komm Elia, komm raus aus deinem Versteck, ich will mit dir reden." Und da bricht der ganze Zorn aus Elia heraus, der Zorn auf Gott, der ihm so unmögliche Aufträge gibt, Aufträge, die ihn überfordern, die ihn in Lebensgefahr bringen. Und der Zorn darüber, dass er Gott nicht versteht. Dass er nicht versteht, dass der Gott, der doch allmächtig sein soll, ihn nicht schützen kann. "Ich habe leidenschaftlich für dich gekämpft, ich habe dich gegen alle Götter der Welt verteidigt, ich habe an dich geglaubt, an deine grenzenlose Macht. Und jetzt? Jetzt sitze ich hier, muß mich verstecken vor denen, die mich verfolgen und zittere um mein Leben. Sieh mich an: Sieht so ein Prophet des Höchsten aus?"

Ich stelle mir vor: Gott lächelt über den zornigen Elia und denkt sich: "Gut so! Wer zornig ist, hat die Depression schon fast überwunden." Gott lächelt, aber das merkt Elia nicht, weil das nicht zu dem Bild passt, das er von Gott hat.

Gott lächelt und beschließt, dass Elia jetzt reif ist für die nächste, die entscheidende Lektion.

Gott sagt: Komm, "Elia, komm aus der Höhle, tritt auf den Berg vor mich hin."

Da kommt ein Sturm, so stark, dass die Felswände nachzugeben scheinen. Und Elia tritt vor die Höhle, sicher, dass Gott im Sturm sein würde. Ja, so war sein Gott, mächtig wie der Sturm, er würde die Feinde hinwegfegen, Gottes Feinde, und seine, Elias Feinde. Aber Gott ist nicht im Sturm. Elia ist irritiert. Wo ist Gott? Und vor allem: Wie ist Gott?

Dann kommt ein Erdbeben, so gewaltig, dass die Felsbrocken in Bewegung geraten und Elia schnell einen Schritt zurück in seine Höhle macht. Ja, das muss sein Gott sein, so gewaltig wie ein Erdbeben. Alle Welt muss zittern vor ihm, dem allmächtigen Gott, und vor seinem Propheten. Oder doch nicht?

Elia findet Gott auch nicht im Erdbeben.

Aber dann kommt ein großes Feuer. So groß wie das, das Gott gegen die Baals-Propheten aufgeboden hatte. Ja, das muss Gott sein, Elia ist fast sicher. Aber auch im Feuer findet er Gott nicht.



Da steht Elia nun, vor seiner Höhle, es ist still, ganz still, kein Unwetter, kein Erdbeben, kein göttlicher Machtbeweis. Was nun? Elia ist irritiert, ratlos.

Und Gott sieht ein, dass er Elia nun nicht länger warten lassen darf, dass er sich endlich zu erkennen geben muss.

Und da kommt - ganz sanft - ganz leise - fast zärtlich eine Stimme verschwebenden Schweigens. Elia hört sie und begreift es endlich und weiß es ganz genau: Das ist Gott. Und plötzlich erinnert er sich: An die zarte Berührung in der Wüste, an die leise Stimme, an Brot und Wasser in der Wüste, an den heilenden, langen Schlaf. Das alles war Gott, sein Gott, den er nur da gesucht hat, wo Macht ist, wo Macht erkämpft und bewiesen und verteidigt wird. Und jetzt hatte er Gott ganz anders gefunden: In der Zärtlichkeit, in der Geduld, in der Stimme verschwebenden Schweigens.

Und ich stelle mir vor, dass Gott wieder lächelt über diesen Elia, den kleinen Eiferer: Jetzt hat er begriffen - endlich.

Methodische Hinweise:

Diese Geschichte ist gedacht und erzählt für Erwachsene, besonders für solche, die Kindern Geschichten von Gott erzählen. Welches Bild von Gott vermitteln wir? Ist es das des Allmächtigen? Und ist es immer nur dieses eine Bild oder haben auch andere Vorstellungen von Gott Platz im Kindergottesdienst oder in der Kindergruppe, Bilder der Nähe, der Fürsorglichkeit, der Zärtlichkeit?

Fast zwangsläufig schließt sich ein Gespräch an über die Gottesbilder, die uns als Kindern vermittelt wurden und die uns geprägt haben. Wir vergleichen unsere Bilder mit der Fülle der Gottesvorstellungen, die uns die Bibel anbietet.

Drei Szenen mit Egli-Figuren haben wir gestellt:

Zuerst den fliehenden Elia, der angstvoll zurückblickt, ob die Verfolger schon kommen. (*Achtung:* Figuren mit weiten, schnellen Schritten sind schwer zu stellen!).

Zweitens den lebens- und sterbensmüden Elia in der Wüste. Er liegt schlafend am Boden, einzige Requisiten sind ein Brot und ein Wasser-Krug - bitte keinen Engel dazu stellen, denn wer oder was ihn da anrührt, bleibt auch in der Geschichte offen.

Die dritte Szene: Elia steht lauschend vor seiner Höhle, bereit, Neues aufzunehmen.

Jesus segnet die Kinder - und andere Menschen

Mk. 10, 13-16

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Jesus läßt die Menschen - Kinder und Erwachsene - zu sich kommen, nimmt sie wahr, so wie sie sind mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen, Ängsten und Hoffnungen. Dies gilt besonders für die Kinder, die damals wie heute oft nicht so akzeptiert werden, wie sie sind, sondern erst noch "richtige Menschen" werden sollen.

Wie wir diese Geschichte erzählt und mit Egli-Figuren gestellt haben:

Die Kindersegnung ist - zumal in Kindergottesdienstkreisen - so bekannt und oft erzählt, dass es schwer fällt, noch genau hinzuhören. Bei einem Seminar haben wir die Geschichte satzweise erzählt und jeweils die TeilnehmerInnen - Kinder und Erwachsene - ihre Assoziationen dazu einbringen lassen. Die Moderatorin hatte dann die nicht ganz einfache Aufgabe, die Beiträge der TeilnehmerInnen erzählend aufzunehmen.

Ausnahmsweise können in dieser Geschichte viele Egli-Figuren eingesetzt werden.

Zunächst sitzt nur Jesus da, ausruhend, nachdenklich. Dann stellen die TeilnehmerInnen bei jeder Äußerung eine Figur (oder zwei) zu der Szene dazu.

Ich gebe wieder, wie die Geschichte sich bei dem genannten Seminar entwickelt hat, in jeder anderen Gruppe wird sie anders werden.

Erzählerin: Die Menschen kamen zu Jesus. Einige brachten ihre Kinder zu ihm....

Warum tun sie das? Sie müssen einen Grund gehabt haben, etwas erhofft haben von diesem Rabbi...

TeilnehmerInnen:

- Ich komme mit meinem Enkelkind. Ich erhoffe für den Kleinen eine gute Zukunft. Jesus soll dazu helfen.
- Ob Jesus auch so dreckige und verkaufte Kinder wie mich, ein Straßenkind, zu sich läßt?
- Wir haben ein behindertes Kind. Das bringen wir zu Jesus. Wird er uns an sich heran lassen oder wird er uns übersehen, so wie wir meistens übersehen werden?

- Und ich hatte gehofft, jetzt würde es endlich ruhig und ich könnte Jesus fragen, was ich ihn schon lange fragen wollte.

Erzählerin: Als Jesus die Leute sah und erkannte, was sie wollten, sagte er lachend zu seinen Freundinnen und Freunden: "Ihr habt es schwer mit mir, ich gebe es zu. Aber wir werden noch viel Zeit füreinander haben, ich bitte euch um Geduld. Später, wenn all diese Menschen nach Hause gegangen sind, dann haben wir Zeit füreinander. Aber jetzt sind sie da. Sie sind gekommen, weil sie etwas von mir erwarten. Weil sie erwarten, dass ich ihnen zuhöre, dass ich sie ernstnehme, sie zu verstehen versuche, dass ich ihnen sage und gebe, was ihnen weiterhilft. Sie brauchen Trost und Orientierung. Und sie haben Vertrauen zu mir - und zu meinem Vater. Oder sie suchen doch etwas, worauf sie vertrauen können. Und da soll ich sie wegschicken? Soll sie in ihr Elend, ihre Angst, ihre Trauer, ihre Langeweile zurückschicken? Das kann ich nicht. Und was sollte ihnen denn helfen, wenn nicht das, was ich ihnen von meinem Vater erzählen kann? Dazu bin ich doch da, dass ich ihnen von der Kraft Gottes erzähle, die Gott längst in sie gelegt hat, die sie wieder entdecken müssen, um die sie kämpfen müssen. Versteht ihr das nicht?"

Und dann sagte Jesus, ganz laut, dass alle es hören konnten: "Kommt her, alle. Kommt zu mir. Zuerst die Kinder, setzt euch hierher, ihr könnt ja sonst nichts sehen, wenn euch die Erwachsenen im Weg stehen. Und ihr da hinten, mit eurem kranken Kind, kommt her, ihr gehört mitten zwischen die anderen Kinder, ihr müsst euer Kind nicht verstecken. Und ihr, setzt euch dazu, die Kinder, die auf der Straße leben neben die behüteten aus den reichen Familien, erzählt euch gegenseitig von eurem Leben. Es ist gut für euch, wenn ihr voneinander wißt und euch kennenlernt. Denn dann wird es nicht so bleiben, dass die einen im Elend, die anderen im Überfluss leben. Und ihr, die Erwachsenen, kommt her. Seht euch an, wie die Kinder zusammen sitzen. Sollte euch das nicht auch gelingen - nebeneinander zu sitzen, einander zuzuhören? Ich will euch erzählen, was Gott von euch will, dass Gerechtigkeit und Frieden sind unter euch. Wenn ihr dafür arbeitet, dann wird es euren Kindern und Kindeskindern gut gehen. Ja, ihr da hinten, kommt her. Ich weiß, dass ihr nicht viel haltet von dem, was ich sage, aber hört es euch an. Und dann sagt diesen Kindern hier, diesen Kranken, was ihr denn tun wollt, dass sie eine Zukunft haben. Ihr wollt, dass ich euch und eure Kinder segne. Gott hat euch gesegnet. Gott hat euch euer Leben gegeben. Gott will euch Kraft geben, dass ihr dieses Leben besteht, dass ihr Grund habt, das Leben zu feiern, zu spielen, euch an Musik und Tanz zu freuen. Davon will ich euch erzählen, damit will ich euch segnen. Und ihr, die ihr gekommen seid in der Hoffnung, etwas Sensationelles zu erleben. Ich fürchte, ihr werdet enttäuscht sein. Keine Sensation, kein Wunder, kein Aufstand. Nur ganz einfach dies: Der Segen Gottes, der will, dass alles Leben gelingt, alles, auch euers.

BIBLISCHE GESCHICHTEN

FRAUEN ERZÄHLT

Die gekrümmte Frau und der aufrechte Gang

Lk. 13, 11-17

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Bei dieser Wundergeschichte geschieht das eigentliche Wunder erst später: Als die Frau Abschied genommen hat von dem, was sie bedrückt, unterdrückt, was sie krank und krumm gemacht hat. Das Wunder geschieht, als sie, die "Tochter Abrahams", den aufrechten Gang wieder lernt.

Erzählvorschlag:

Die Geschichte von Helmut Siegel habe ich (so ähnlich) gefunden in: "Kindergottesdienst plus, die zusätzlichen Angebote nach dem Plan für den Kindergottesdienst 1998 -2000", herausgegeben von Manfred Hilkert, Bernd Schlüter und Ulrich Walter. Dort ist sie auf den Seiten 54 und 55 zitiert. Ich habe sie an einigen Stellen verändert.

Die Vorgeschichte zu dem, was ich erzählen will, steht im Lukasevangelium, im 13. Kapitel:

Ich lese es in der alten Lutherfassung:

Jesus lehrte in einer Schule am Sabbat. Und siehe, ein Weib war da, das hatte einen Geist der Krankheit achtzehn Jahre; und sie war krumm und konnte nicht wohl aufsehen.

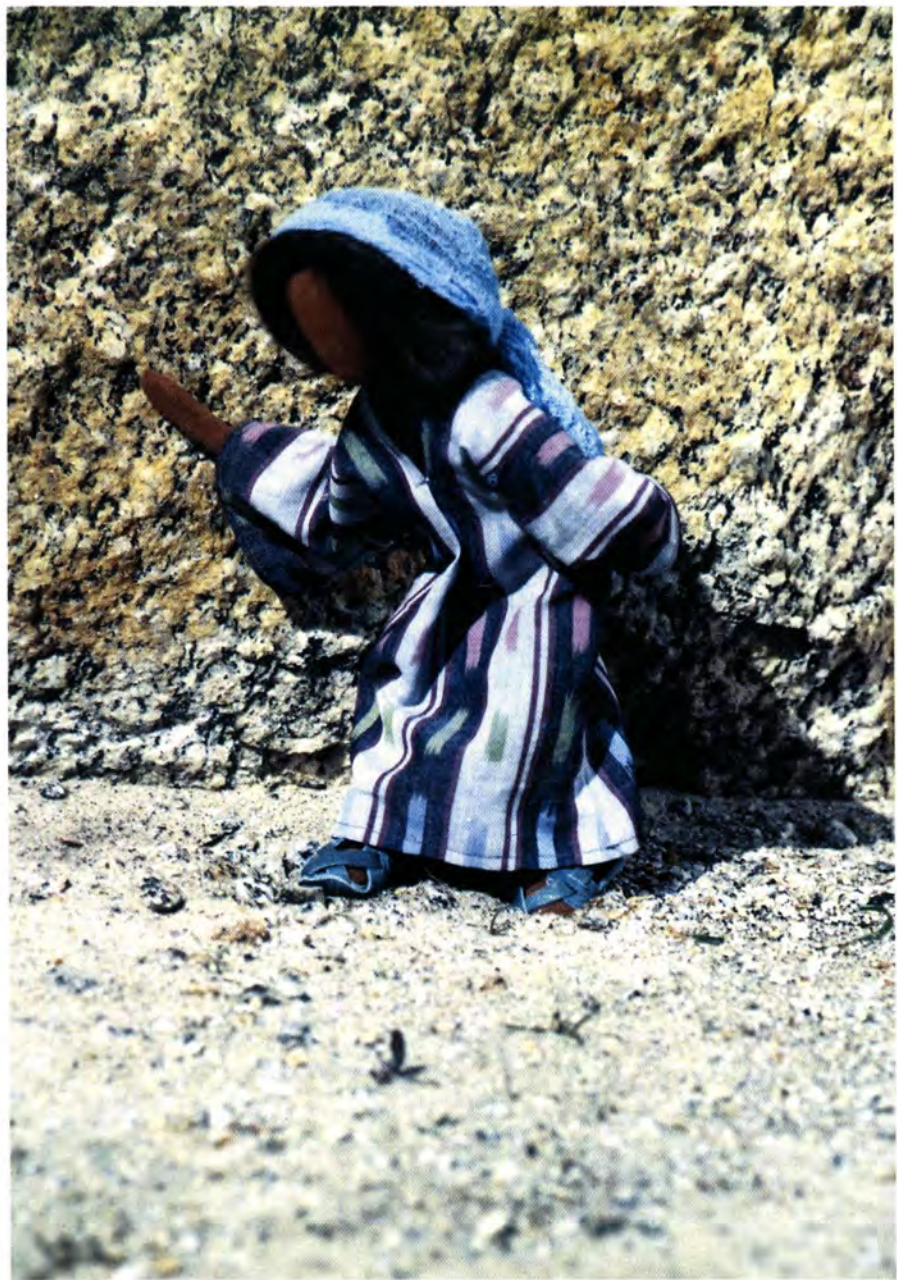
Da sie aber Jesus sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: "Weib, sei los von deiner Krankheit."

Und legte die Hände auf sie und alsobald richtete sie sich auf und pries Gott.

Da antwortete der Oberste der Schule und war unwillig, daß Jesus auf den Sabbat heilete, und sprach zu dem Volk: "Es sind sechs Tage, darinnen man arbeiten soll; in denselbigen kommt und laßt euch heilen, und nicht am Sabbattage."

Da antwortete ihm der Herr und sprach: "Du Heuchler! Löset nicht ein jeglicher unter euch seinen Ochsen oder Esel von der Krippe am Sabbat und führet ihn zur Tränke?"

Sollte aber am Sabbat nicht gelöset werden diese, die doch Abrahams Tochter ist, von diesem Bande, welche Satanas gebunden hatte nun wohl achtzehn Jahre?"



Und als er solches sagte, mußten sich schämen alle, die ihm zuwider gewesen waren, und alles Volk freute sich über alle herrlichen Taten, die von ihm geschahen.

Und alles Volk freute sich? Wirklich? Alle?

Ich stelle mir vor, wie die Geschichte weitergegangen sein könnte, und lasse die geheilte Frau reden:

Natürlich habe ich mich gefreut, was für eine Frage! Am liebsten wäre ich nach Hause gerannt, so schnell, wie ich seit achtzehn Jahren nicht mehr gelaufen bin. Nach Hause, zu meinem Mann: "Guck, ich bin wieder gesund, deine Frau ist kein Krüppel mehr. Jetzt wird alles wieder gut." Und Judith, die in all den Jahren immer mehr in meine Rolle geschlüpft war, würde einsehen, dass ich jetzt wieder die Frau des Hauses bin, dass sie meinen Mann freigeben muss. Ich, eine gesunde Frau.

Meine Kinder sollten sehen, dass sie sich ihrer Mutter nicht mehr zu schämen brauchen. "Seht, eure Mutter ist gesund". Am liebsten wäre ich nach Hause gerannt, aber - ich mußte langsam gehen, mußte mich mit den Händen an den Häuserwänden abstützen, ich verlor dauernd das Gleichgewicht. Kann man denn den aufrechten Gang verlernen?

Eine Frau, die mir begegnete, hörte ich fragen: "Ist sie betrunken, dass sie so torkelt?" Und eine andere, die gesehen hatte, was mit mir geschehen war, antwortete: "Nein, Rahel hat nur Probleme mit dem aufrechten Gang. Achtzehn Jahre. Das ist eine lange Zeit. Da muss man sich erst umgewöhnen. Warum gehst du dann nicht erst mal so wie immer? Dann gehst du sicherer. Und außerdem sind wir es so gewohnt."

Ich lachte: "Aber ich bin doch geheilt, warum soll ich dann weiter krumm gehen? Ich bin geheilt, geheilt, verstehst du?" "Ja, ja, das seh ich ja", stammelte die Frau und verschwand in einem Haus.

Als ich zu Haus angekommen war, empfing mich meine Schwiegermutter. Sie kam mir entgegen: "Gesegnet bist du, Rahel, der Herr hat Großes an dir getan."

Ich hörte ihre freundlichen Worte, aber ich war verwirrt. Ich sah meiner Schwiegermutter in die Augen, zum ersten Mal seit achtzehn Jahren. Und was ich sah, paßte nicht zu den Worten. Es war keine Freude in ihren Augen. Bisher hatte ich mich immer auf die Worte verlassen, ihre Augen hatte ich ja nie sehen können.

"Das Essen ist fertig", sagte meine Schwiegermutter. Ich sah, wie mein Mann sich schweigend neben Judith an den Tisch setzte. Warum nahm er mich nicht in den Arm, warum begrüßte er mich nicht einmal, warum freute er sich nicht mit mir? Und war sein Platz nicht an meiner Seite? Ich setzte mich auf den freien Platz am Tisch. Aber ich suchte vergeblich nach meinem Teller.

"Ach entschuldige", rief meine Schwiegermutter, "ich habe ihn ganz in Gedanken wie immer auf die Erde gestellt. Du hast ja nie mit uns..."



achtzehn Jahre, das ist eine lange Zeit."

Ich hob den Teller auf und stellte ihn auf den Tisch. Schweigend aßen wir. "Ich bin müde und schwindelig." "Dann geh und leg dich ein bisschen hin." Die ersten Worte, die mein Mann an mich richtete. Ich stand auf und ging zu meinem Zimmer. Mit dem Kopf stieß ich an den Türbalken, ich hatte bisher nicht gemerkt, wie klein die Tür, wie klein dieser Verschlag war, den sie mein Zimmer nannten.

"Das wird dir noch öfter passieren", hörte ich Judith rufen. Und es kam mir vor, als würde ihre Stimme hämisch klingen. "Du mußt dich eben erst umgewöhnen."

Tief gebeugt ging ich zu meinem Bett. Ich warf mich auf die Kissen und weinte - ganz leise. Warum freuten sie sich denn nicht mit mir? Musste ich ihnen mehr Zeit lassen? Ich stand wieder auf und ging tief gebückt zur Tür. Im Wohnraum konnte ich mich endlich wieder aufrichten. Erleichtert streckte ich mich, froh, meinen gesunden Körper zu spüren.

Ich musste es ihnen erklären: "So geht es nicht mehr!" sagte ich. Sie saßen noch immer am Tisch, schweigend. "So geht es nicht mehr! Ich kann nicht mehr in diesem Verschlag schlafen. Mir fällt ja förmlich die Decke auf den Kopf."

"Wie stellst du dir das vor?" fragte mein Mann, und ich fand, seine Stimme klang hart. "Wir haben kein anderes Zimmer für dich. Es war gut genug, achtzehn Jahre. Und jetzt auf einmal..."

"Ja, jetzt brauche ich ein anderes Zimmer. Die achtzehn Jahre sind vorbei. Ich bin gesund. Sieh mich doch an." Und, nach einer kurzen Pause: "Ich will Judiths Bett."

Mein Mann sah mich verständnislos an. Ich holte tief Luft und sagte dann ganz ruhig: "Sie kann gehen. Du brauchst Judith nicht mehr. Damals, vor siebzehn Jahren, da hatte ich keine Hoffnung mehr. Da hab ich Ja gesagt, als du mich gefragt hast, ob Judith nicht vielleicht.... Aber jetzt bin ich wieder gesund. Und ich bin deine Frau".

"Laß uns nichts überstürzen", stotterte er, "wir brauchen alle Zeit, wir müssen uns dran gewöhnen. Wir können doch nicht einfach nach siebzehn Jahren..." Hilflos ließ er den Satz in der Luft hängen. Und dann, ganz leise: "Und außerdem, wer weiß denn, ob das anhält mit deiner Heilung?"

Ich hatte verstanden. Ich lief hinaus. Draußen in der frischen Luft streckte ich meine Glieder, so, als wollte ich jedes einzelne ausprobieren. Ich spürte meinen Körper, und ich spürte, er war gesund. Aber ich spürte auch, da mußte noch mehr gesund werden.

Am nächsten Tag war Markt. "Du trägst die zwei Schläuche mit Milch und Judith die Oliven, wie immer", sagte mein Mann. Zum ersten Mal sah ich die Lasten, die sie mir auflegen wollten, spürte sie nicht nur auf dem Rücken. Ich sah, wie ungleich sie verteilt waren. Warum trug mein Mann nichts, gar nichts?

Ich richtete mich ganz gerade auf und sagte einfach: "Nein".

Nein, ich würde mich nicht mehr krümmen lassen. Nein, nie mehr.

Und ich ging.

Am Dorfrand holte mich meine Schwiegermutter ein. "Das kannst du nicht machen, Rahel, du kannst nicht so einfach weggehen. Wo willst du denn hin?"

"Ich weiß noch nicht," sagte ich.

"Siehst du!" triumphtierte meine Schwiegermutter. "Und wovon willst du leben?"

"Vom Brautpreis, den dein Sohn mir zurückgeben muß. Erst einmal", setzte ich zögernd hinzu.

"Du ruinierst uns alle", schrie sie.

"Nein", sagte ich leise, aber ich war ganz sicher, "nein, ich mich nicht. Nicht mehr."

Und dann ging ich weiter, den kleinen Hügel hinauf. Ich atmete tief, ich setzte meine Füße auf den festen Boden, ich spürte meine Glieder, spürte, wie ich gesund wurde mit jedem Schritt, spürte, wie ich lebte.

Ich kannte den Weg.

Methodische Hinweise:

Diese Geschichte ist für Gruppen von Frauen bestimmt, die bereit sind, sich über ihre Rolle Gedanken zu machen. Sie ist auch geeignet für Mitarbeiterinnen des Kindergottesdienstes, die sich darauf vorbereiten, diese Geschichte Kindern zu erzählen. Für sie ist wichtig, herauszuarbeiten, dass die Frau selber beiträgt zu ihrer Heilung.

Nach der Erzählung versuche ich mit den Frauen ein Gespräch: Was verhindert meinen aufrechten Gang? Was hindert mich, das hinter mir zu lassen, was mich krumm und krank machen will? Danach biete ich Übungen an, um den geraden oder krummen Rücken zu fühlen, zum Schluß eine gegenseitige Rückenmassage.

Die Egli-Szene:

Während der Erzählung bleibt die Frau gekrümmt, gestützt auf einen Stein, sie hält sich den schmerzenden Rücken. Nach der Erzählung überlege ich mit den Frauen zusammen, wie die Figur jetzt zu stellen ist: Aufrecht natürlich, mit erhobenem Kopf, mit kraftvollem Schritt geht sie weg von dem, was bisher war, ohne zurückzublicken, in eine bessere Zukunft.



Was mir an der Geschichte wichtig ist:

Rebecca stiftet ihren Sohn zum Betrug an. Ist sie nur willenloses Werkzeug in Gottes Heilsplan, der vorsieht, dass Jakob den Segen bekommt? Oder sind für Rebecca eigene Interessen im Spiel und, wenn ja, darf sie nicht auch eigene Ziele verfolgen? Ich möchte mit der Erzählung Fragen stellen und hoffe, dass ein anschließendes Gespräch unter Müttern nicht das Ziel verfolgt, allgemeingültige Antworten zu geben.

Erzählvorschlag:

Ich sitze hier, vor meinem Zelt, knete den Teig für unser Brot. Teigkneten ist eine gute Arbeit. Dabei habe ich Zeit zum Nachdenken. Nachdenken über alles, was war. Über das, was lange zurückliegt und doch noch lange nicht erledigt ist. Und immer wieder die Frage: Was hätte ich denn tun sollen, damals? Als Isaak merkte, dass er nicht mehr lange leben würde, als er seinen Segen, seinen Besitz, seine Macht weitergeben wollte an seinen Sohn. An seinen Sohn, der ja auch mein Sohn ist.

Ich weiß es noch, als wäre es gestern geschehen:

Ich hörte, wie Isaak nach Esau rief, dem ältesten Sohn: "Esau, mein Sohn, ich bin alt und meine Kräfte lassen nach. Ich bin fast blind und müde. Ich will dich segnen, du sollst übernehmen, was bisher meins war. Geh hinaus, jage ein Stück Wild, bereite mir ein Essen daraus, wie ich es gern habe. Damit will ich mich stärken. Und dann will ich dich segnen."

Esau also; ja sicher, Esau ist der ältere, ein paar Minuten älter nur als Jakob, aber eben der Erstgeborene. Esau soll Herr werden über unsere Familie, über unsere Sippe, über Menschen und Tiere - nach Isaaks Willen. Esau, der Kämpfer. Er wird für uns kämpfen, wird um die besten Weideplätze streiten, die besten Wasserstellen. Die anderen Sippen werden schnell sehen, dass sie mit Esaus Sippe rechnen müssen. Aber eben, es wird viel Streit und Kampf geben. Esau wird sich nichts gefallen lassen. Und er wird bei seinen Kämpfen und Streitereien wenig Rücksicht nehmen auf die Kinder unserer Sippe, auf die Frauen, die nicht so schnell weiterziehen wollen und können. Oder auf die Muttertiere und Jungtiere, die besonderen Schutz brauchen. Nein, Rücksicht auf die Schwachen würde es unter Esau nicht geben.



Wenn doch Jakob den Segen des Vaters bekommen könnte! Jakob, der Sanfte, der Vorsichtige, der Kluge. Vielleicht würden wir weniger reich werden unter Jakobs Führung, aber es wäre Frieden und Ruhe. Kinder könnten ohne Angst aufwachsen - bei den Menschen und bei den Tieren. Ja, wenn doch Jakob den Segen des Vaters bekäme, mein Jakob!

Und ich ging zu den Herden, um Jakob zu suchen. Ich wußte, dass ich ihn bei den Herden finden würde. Schon immer, schon als die Zwillinge klein waren, war das so: Esau streifte herum, auf der Suche nach Wild. Er war oft tagelang unterwegs, kam nur nach Hause, um stolz zu zeigen, was er gejagt hatte. Und Jakob? Jakob spielte mit den Ziegen und Schafen, versorgte und umsorgte sie. Jakob war immer in der Nähe der Zelte, immer in meiner Nähe.

Ich wußte also, wo ich Jakob finden würde. Ich sagte zu ihm: "Dein Vater will deinen Bruder segnen. Er hat ihn losgeschickt, ihm ein Stück Wild zu jagen und daraus ein Festessen zu machen. Damit will er sich stärken und dann alles dem Esau übergeben, alle Verantwortung, allen Besitz, alle Macht."

Jakob nickte stumm. "Aber ich will", redete ich weiter, "dass du den Segen bekommst. Darum hör zu: Bring mir von der Herde zwei schöne Ziegenböckchen. Ich werde ein Festmahl daraus machen, wie es dein Vater liebt. Das bringst du ihm dann in sein Zelt, er wird es essen und wird dich segnen, dich Jakob! Dein Vater ist fast blind, er wird nicht merken, dass du nicht Esau bist."

Jakob wollte nicht: "Aber Mutter, der Vater wird es doch merken, meine Haut ist viel weicher und glatter als die meines Bruders, meine Kleider riechen nach den Tieren der Herde, die meines Bruders nach Wald und Jagd. Der Vater wird es merken und wird mich verfluchen, statt mich zu segnen"

"Laß mich nur machen. Ich werde dir Ziegenfelle um die Arme wickeln, dann fühlt es sich an wie die rauhe Haut Esaus. Ich werde dir Esaus Kleider bringen, dann riechst du wie er. Jetzt geh, wir müssen schneller sein als Esau."

Widerstrebend ging Jakob, aber dann brachte er mir doch zwei Ziegenböckchen, ich bereitete ein Essen, wie Isaak es gern mochte. Ich holte Esaus Festgewand, gab es Jakob und wickelte ihm Ziegenfelle um seine Arme. Dann schickte ich ihn mit dem Fleischgericht und frisch gebackenem Brot in das Zelt zu seinem Vater. Ich blieb am Eingang des Zeltes stehen.

Jakob sagte mit etwas zittriger Stimme: "Mein Vater, da bin ich."

Isaak fragte: "Wer bist du?" Jakob antwortete: "Ich bin Esau, dein Erstgeborener, ich habe deinen Wunsch erfüllt. Setz dich auf und iß von dem Wild, stärke dich, damit du mich segnen kannst."

Isaak fragte zurück: "Wie hast du so schnell etwas jagen können?"



"Oh, Gott hat es mir über den Weg laufen lassen."

"Komm her", sagte Isaak, "du weißt, ich kann nicht sehen, aber ich will fühlen und riechen, ob du wirklich Esau bist." Jakob ging ganz dicht an Isaak heran, so daß der Vater ihn betasten konnte. "Wirklich, die Haut fühlt sich an wie die von Esau, aber die Stimme ist die von Jakob, aber der Geruch wiederum ist der von Esau. Bist du wirklich Esau?"

Jakob drehte sich zu mir um und ich nickte ihm ermutigend zu. Dann sagte er mit fester Stimme: "Ja, ich bin Esau!"

"Dann bring mir das Gericht, dass ich mich stärken und dich dann segne." Und er aß und trank. Dann sagte er: "Komm her, mein Sohn, gib mir einen Kuß." Dann segnete er ihn: "Gott gebe dir den Tau vom Himmel und mache deine Felder fruchtbar, damit sie Korn und Wein die Fülle tragen und Nahrung für Mensch und Tier. Du sollst stark werden, Volker sollen sich vor dir verneigen und deine Diener sein. Du wirst der Herrscher deiner Brüder sein, sie werden sich vor dir beugen. Wer dich verflucht, den soll Unglück treffen, aber wer dir wohl will, soll gesegnet sein."

Und Isaak legte Jakob die Hände auf und küßte ihn.

Dann nahm Jakob die Reste des Mahls und ging aus dem Zelt. Als er an mir vorbei ging, nickte ich ihm zu.

Kaum war Jakob gegangen, kam Esau. Er hatte ebenfalls ein Festessen bereitet, trat in das Zelt des Vaters und sagte: "Vater, hier bin ich, ich bringe dir, was du wolltest, iß und stärken dich und dann segne mich." Einen Augenblick war es totenstill im Zelt. Ich sah, wie Isaak zu zittern begann. "Wer, wer bist du?" Ich bin Esau, du hast mich doch geschickt, dass ich..."

Aber wer war dann der, den ich eben gesegnet habe?"

Esau schrie auf, als er das hörte: "Jakob, der Betrüger, der Lügner, er hat dich und mich betrogen. Vater, segne auch mich, den rechtmäßigen Erben."

Über Isaaks Wangen liefen Tränen, als er sagte: "Ich habe Jakob gesegnet, ich habe ihn zum Herrscher über dich gemacht, alle seine Geschwister müssen ihm dienen, das kann ich nicht zurücknehmen."

"Aber hast du denn nur den einen Segen?" "Ja, mein Sohn, es gibt nur den einen Segen. Du wirst weit weg von guten Feldern wohnen, du wirst dich mit deinem Schwert ernähren müssen. Du wirst Sklave deines Bruders sein. Aber eines Tages wirst du aufstehen und dich wehren."

Dann umarmte Isaak den Esau und sie weinten beide. Als Esau aus dem Zelt herauskam, las ich in seinen Augen all die Wut und den Zorn und die Trauer über Jakobs - und meinen - Betrug. Und ich bekam Angst. Angst um Jakob. Angst, dass sein Bruder ihn töten würde. Und Angst um Esau, Angst, dass er mir noch fremder werden könnte als bisher. Ich hatte Angst, meine Söhne zu verlieren. Ich lief zu Jakob und sagte ihm: "Dein Bruder will sich an dir rächen. Du mußt dich in Sicherheit bringen. Geh zu meiner Familie in Haran. Warte dort ab, bis Gras über die Sache

gewachsen ist. Dann will ich dir Nachricht schicken, dass du zurückkehren kannst."

Und Jakob ging und ich weiß nicht, ob ich ihn jemals wiedersehen werde. Und jetzt, beim Teig-Kneten, geht es mir wieder und wieder durch den Kopf. Was hätte ich denn tun sollen, damals?

Methodische Hinweise:

Mütter mehrerer Kinder werden schnell die Frage der Vor-Liebe, der Bevorzugung eines Kindes vor den anderen aufwerfen. Für andere wird das Verhältnis zwischen Rebecca und Isaak im Zentrum stehen. Warum reden die beiden nicht darüber, wie es weiter gehen soll? Haben sie sich nichts mehr zu sagen? Verbot das Verständnis von Ehe zur Zeit der biblischen Väter und Mütter einen partnerschaftlichen Umgang miteinander? Und wie ist es heute mit der Partnerschaftlichkeit?

Und warum "benutzt" Gott, wenn er doch wollte, dass Jakob gesegnet wird, Rebecca? Konnte er nicht einen moralisch weniger verwerflichen Weg wählen?

Die Egli-Szene:

Rebecca sitzt während der ganzen Erzählung vor ihrem Gefäß, in dem sie den Brotteig knetet. Im Hintergrund können ein paar Schafe oder Ziegen grasen.

Elisa: Was hast du im Haus?

2. Kön. 4,1-7

Was mir wichtig ist an dieser Geschichte:

Der Prophet bringt die namenlose Frau dazu, ihre eigenen Gaben und Fähigkeiten zu entdecken. Sie erkennt, dass sie keineswegs ohnmächtig ist. Diese Erkenntnis wird durch die Frage des Propheten provoziert: "Was hast du im Haus?"

Erzählvorschlag:

Eine Frau sitzt vor ihrem Haus, hockt da, in sich zusammengesackt, mit ihren Gedanken weit weg. Mit ihren Gedanken in der Zeit, als ihr Mann noch lebte. Als er die Familie versorgte - viel war es ja nicht, was er verdiente, aber es hatte meistens gereicht. Damals konnte sie die Familie versorgen, ihren Mann, die beiden Söhne und die Töchter. Wenigstens hatten sie genug zu essen. Es hätte so weitergehen können, sie waren zufrieden mit dem, was sie hatten. Die Kinder waren gesund und machten nicht mehr Sorgen, als sie verkraften konnten, ihr Mann und sie verstanden sich - meistens - ganz gut, sie hatten ihr kleines Häuschen. Ja, so hätten sie alt werden können. Später, im Alter, hätten die Kinder sie versorgt.

Aber dann kam alles anders: Ihr Mann wurde krank, brachte kein Geld mehr nach Hause, eine Zeit lang halfen noch die Kollegen ihres Mannes, aber allmählich ließ das auch nach. Sie mussten sich Geld leihen, was blieb ihnen anderes übrig. Bei einem dieser Wucherer - sie wussten es, aber sie hatten keine andere Wahl. Und dann war ihr Mann gestorben. Hatte sie und die Kinder einfach so zurückgelassen, ohne Geld, ohne Hilfe, ohne Zukunft. Und es dauerte auch gar nicht lange, da kam der Wucherer und forderte sein Geld zurück - mit Zinsen.

Natürlich konnte sie nicht zahlen, wovon denn auch? Da forderte er: "Verkauf mir deine beiden Söhne, ich will sie auf den Sklavenmarkt bringen." Aber wie sollte sie ihre Kinder verkaufen können?

Wie kann denn eine Mutter ihre Kinder hergeben? Und wie sollte sie selbst denn leben, im Alter, wenn niemand da wäre, der sie versorgt? Aber gab es einen anderen Weg?

Mit diesen finsternen Gedanken sitzt sie da vor ihrem Haus, als Elisa kommt. Elisa, Mann Gottes, Prophet, mit seinen Schülern. Ihr Mann hatte auch einmal zu seinen Schülern gehört, damals, als er noch gesund war. Elisa muss ihr helfen, wie, weiß sie auch nicht, aber er muss, er ist ein Mann Gottes, er wird helfen können. Und so fleht sie Elisa an: "Hilf mir, sieh meine Not und die meiner Kinder, hilf mir!"

Und Elisa? Elisa setzt sich zu der Frau auf den Boden, sieht sie schweigend an, dann fragt er: "Was soll ich für dich tun?" Eine merkwürdige Frage. Was er tun soll? Das ist doch klar, sie braucht Hilfe, finanzielle Hilfe zuerst. Vielleicht kann Elisa das organisieren, er hat doch schließlich Einfluss. Vielleicht kann er den Wucherer milde stimmen, oder besser noch, ihm das schmutzige Handwerk legen. Und Elisa kann sie trösten, kann bei ihr bleiben, kann mit ihr reden. Denn man wird einsam in der Not und so machtlos, so ohnmächtig. Was er für sie tun soll? Sie will nicht länger so allein, so ohnmächtig, so ausgeliefert sein, sie will sich - ja, das will sie am meisten, sie will sich an Elisa anlehnen können, er soll ihr Hilfe und Mut und Stärke geben, das ist es, was sie will. Aber das traut sie sich nicht zu sagen. Also schweigt sie.

Da stellt Elisa ihr eine zweite Frage, so, als hätte er ihre Gedanken gelesen: "Was hast du im Hause?" "Nichts, das ist es ja eben, gar nichts," will sie sofort antworten, "es ist nichts da, nichts zum Essen, nichts zum Trinken, nicht mal die Kraft zum Wasserholen habe ich, alles weg, was sich verkaufen ließ, es ist nichts mehr da, mein Haus ist leer, ich bin leer." So will sie antworten, aber dann fällt ihr ein: Da ist ja noch ein Krug mit Öl. Ein kleiner Krug, nicht viel, aber ihr fällt ein, wie sie mit dem Öl aus diesem Krug Teig geknetet und Brot gebacken hat, Brot, dass sie alle satt gemacht hat, und kleine süße Kuchen, an denen sie sich gefreut haben, sie und die Kinder und die Nachbarinnen, wie sie gelacht haben beim Teig kneten und als sie später die Kuchen zusammen gegessen haben.

Und der Frau fällt ein, wie sie die Lampen im Haus gefüllt hat mit Öl. Es war ein warmes, gemütliches Licht. Und sie haben im Schein der Öllampe gegessen und miteinander geredet. Und dann fällt ihr auch das Öl ein, ein besonderes Öl, das ihr Mann ihr einmal mitgebracht hat, ein wunderbar duftendes Öl, ein fast unvorstellbarer Luxus. Sie hatte sich, ihren Körper mit diesem Öl eingerieben, sie hatte sich geschmückt und sich selbst schön gefunden und liebenswert - und ihr Mann hatte das auch gefunden. Und schließlich fiel ihr ein, dass selbst Könige mit Öl gesalbt werden. Öl war Zeichen ihrer Würde, ihrer königlichen Würde.



Und sie, eine arme, verschuldete, verzweifelte Witwe, hatte Öl im Hause. Sie hatte etwas von dem im Haus, was Nahrung und Lachen und Wärme und Sicherheit und Schönheit und Liebe und Würde bedeutete. War das nichts? Es war nicht viel, nur ein Rest Öl in einem kleinen Krug, aber vielleicht reichte es ja doch für den Anfang?

Und als Elisa noch einmal fragt: "Was hast du im Haus?" da sagt sie: "Ich habe Öl im Hause, nur einen kleinen Krug, aber ich fange an damit." (#)

Elisa nickt. Dann sagt er: "Geh zu deinen Nachbarinnen, leih dir von ihnen Öl-Gefäße, leih dir, soviel du bekommen kannst. Du wirst sehen, sie alle haben auch Öl im Hause und Gefäße für dieses Öl. Und du wirst sehen, sie helfen dir, wenn du ihnen nur sagst, was du brauchst."

Und die Frau steht auf, sie hockt nicht mehr hoffnungslos am Boden, sie richtet sich auf, sieht Elisa an, stellt sich auf ihre eigenen Füße. Und sammelt alle Öltrüge und Gefäße und Schalen, die Nachbarinnen ihr leihen.

Dann sagt Elisa: "Und jetzt geh in dein Haus. Nimm dein Öl und füll es in all diese Gefäße. Und du wirst sehen, sie werden alle voll."

Die Frau tut, was Elisa sagt und füllt aus ihrem Krug Öl in all die Gefäße. Und sie erlebt: Es ist viel mehr in ihrem Krug, als sie gedacht hat. Es ist wunderbar, alle Krüge und Gefäße werden voll.

Verwundert, verwirrt, aber vor Glück verwirrt, tritt sie aus ihrem Haus, ruft alle Nachbarinnen und Nachbarn zusammen, breitet die Arme aus und ruft: "Habt ihr geahnt, dass ich so reich bin? Dieser Mann hat mir gezeigt, dass das Öl in meinem Haus nicht ausgehen wird: Das Öl, das mir und meinen Kindern Nahrung ist, das Öl, das Freude bedeutet und Wärme, aber auch Klarheit und Einsicht" - und dabei weist sie auf das Haus des Wucherers." Er soll an seinem Geld ersticken! Bei mir ist Würde und Schönheit zu Hause und Freude - trotz aller Tränen. Dieser Mann ist wirklich ein Mann Gottes!"

Dann geht sie zu Elisa und sagt: "Es ist so viel da an Nahrung für Leib und Seele, an Wärme, an Freude und Lachen, an Schönheit und Liebe, an Würde - ich habe so viel im Hause, ich hatte es nur vergessen."

Elisa lächelt und nickt und sagt: "Ja, davon könnt ihr leben."



Methodische Hinweise:

Diese Erzählung ist in Gruppen von Frauen und Männern ausprobiert und auch in Frauen-Gruppen. Das im Folgenden vorgeschlagene Gespräch gelingt leichter und intensiver in reinen Frauengruppen.

Ich unterbreche die Erzählung an der Stelle, (#) als die Frau entdeckt, was sie im Haus hat, also welche Fähigkeiten sie hat. Ich animiere die TeilnehmerInnen, nach eigenen Gaben und Fähigkeiten zu suchen: Kann es sein, dass es uns geht wie der Frau? Dass wir meinen, nichts im Haus zu haben, dass wir meinen, keine Fähigkeiten und Gaben zu haben? Oder trauen wir uns nur nicht, davon zu reden?

Warum wird zum Beispiel wahrscheinlich keine Frau sich selbst als schön bezeichnen - und das schon gar nicht in Gruppen mit Männern und Frauen? Sind vielleicht Frauen zu wenig selbstbewusst, ihre Fähigkeiten zu zeigen? Können Männer das leichter?

Es kann nützlich sein, die Teilnehmerinnen ihre Einfälle aufschreiben zu lassen. Dafür sollten mindestens vier Minuten zur Verfügung stehen. Nach einer Gesprächsphase setze ich die Erzählung fort.

Egli-Figuren stellen:

Zunächst hockt nur die Frau alleine da, zusammengesunken, den Blick auf den Boden gerichtet. Dann wird Elia dazu gesetzt. Wichtig ist, dass Elisa mit ihr auf gleicher Ebene sitzt. Er hilft eben nicht "von oben herab". In der zweiten Szene, nach der Gesprächsphase, steht die Frau selbstbewusst da, stabil, ein bisschen breitbeinig, Blick nach vorne in die Zukunft und zu den Häusern der Nachbarinnen gerichtet, also nicht auf Elisa fixiert. Elisa kann so sitzen bleiben wie bisher, er ist jetzt nicht mehr wichtig. Er hat seine Aufgabe erfüllt, indem er die Frau dazu gebracht hat, ihre eigenen Fähigkeiten wieder zu entdecken.

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Diese zweite Rut - Erzählung ist eine Frauen - Solidaritäts - Geschichte. Noomi und Rut gemeinsam erreichen geschickt, was sie sich vornehmen. In einer von Männern dominierten Gesellschaft entdecken sie ihre Möglichkeiten und nutzen sie.

Erzählvorschlag:

Zwei Frauen unterwegs. Eine junge Frau, das ist Rut, eine ältere Frau, das ist Noomi. Ein kleines Bündel haben sie bei sich, eine Wasserflasche für den Weg. Viel ist es nicht. Manchmal blickt eine von ihnen zurück, zurück in das Land Moab, aus dem sie kommen. Dort hatten sie gelebt. Noomi war vor langen Jahren mit ihrem Mann in das Land gekommen, hatte dort zwei Söhne geboren. Und als die Söhne erwachsen waren, hatten sie Frauen aus Moab geheiratet. Sie hatten dort zusammen gelebt, ganz gut gelebt, bis schnell nacheinander alle drei Männer gestorben waren. Das war furchtbar gewesen. Drei Frauen allein, wie sollten die überleben ohne männlichen Schutz ? Wer sollte sie versorgen, wer ihre Rechte vertreten? Sie waren rechtlos und schutzlos. Die beiden jungen Frauen hätten zu ihren Familien zurückgehen können, aber was für ein erbärmliches Leben hätte sie dort erwartet? Sie wären allenfalls geduldet worden. Und Noomi? Sie hatte keine Verwandte in diesem Land. Und darum sagte Noomi ihren Schwiegertöchtern: "Ich gehe zurück in das Land, aus dem ich gekommen bin. Hier, in diesem Land bin ich zum Verhungern verurteilt. Dort, in der alten Heimat, werde ich vielleicht Verwandte finden, die werden mir weiterhelfen." Rut hatte sofort gesagt: "Ich komme mit dir. Ich gehöre zu dir. Ich will bei dir bleiben." Noomi hatte versucht, ihr diesen Entschluss auszureden: "Du kommst in ein fremdes Land. Es wird schwer sein für dich. Wir werden hart ums Überleben kämpfen müssen. Überleg dir das gut. Bleib hier, du kannst wieder heiraten, eine neue Familie haben." "Nein, ich will mit dir gehen und bei dir bleiben." Und so waren sie schließlich losgezogen, die beiden Frauen. Es war ein schwerer Abschied gewesen für beide, aber besonders für Rut.



Unterwegs hatten sie viel Zeit, miteinander zu reden. Zuerst gingen ihre Gedanken meistens zurück, sie redeten über das, was sie zurückgelassen hatten, über das, was unwiederbringlich vorbei war, über ihre Männer, über ihr Haus, ihre Herde, ihr alltägliches Leben. "Weißt du noch.." fingen ihre Gespräche oft an.

Aber dann erzählte Noomi, je länger sie von zu Hause weg waren, desto häufiger Geschichten von dem Land, das vor ihnen lag, von Bethlehem. Sie erzählte, wie sie als junges Mädchen dort gelebt hatte, erzählte von lustigen Erlebnissen und traurigen Erinnerungen.

Und sie erzählte von dem, was in diesem Land Sitte war: "Hör gut zu, Rut, in meinem Land ist es so, dass ein Verwandter uns unterstützen muss, wenn wir allein, ohne Mann leben. Wir müssen es klug anstellen, dann kann es uns gut gehen. Es gibt da einen Acker, der gehört meiner Familie, der gehört mir. Einer unserer Verwandten soll ihn kaufen, es ist ein gutes Stück Land, jeder kluge Bauer wird ihn gern kaufen wollen. Nun ist es so, dass nur der den Acker kaufen kann, der zugleich die Verantwortung für dich und mich übernimmt. Wir müssen es so geschickt anstellen, dass der den Acker bekommt, der am besten für uns sorgen wird. Vielleicht finden wir einen, der dich als seine Frau in sein Haus aufnimmt. Du bist eine schöne Frau, es sollte uns schon gelingen, ihn auf dich aufmerksam zu machen. Wenn er sich dann in dich verliebt hat, dann kannst du ihn leicht überzeugen, dass er es ist, der den Acker bekommen soll und der uns in Zukunft versorgen soll. Und wenn er dich erst geheiratet hat, dann wird er auch für mich sorgen, schließlich kannst du ihn dann an seine Pflicht erinnern".

Rut ist erstaunt über das, was Noomi ihr sagt. Sie lacht: "Ich dachte, Frauen seien arme, machtlose Geschöpfe, ganz ausgeliefert der Freundlichkeit oder Gewalt der Männer. Was du jetzt sagst, klingt aber ganz anders."

Noomi zieht die Augenbrauen hoch: "Wer hat dir das gesagt, dass Frauen recht- und machtlos sind? Wir müssen es nur klug anstellen, du wirst schon sehen."

Methodische Hinweise:

Im Anschluß an diese Erzählung mit offenem Schluß unterhalten sich Frauen darüber, ob es tatsächlich so ist, dass Frauen nur geschickt sein müssen, um durchzusetzen, was sie wollen. Gibt es speziell weibliche Strategien?

Die Egli-Szene:

Mit einem braunen Tuch wird der Weg gelegt, auf dem Rut und Noomi unterwegs sind. Mehr an Requisiten ist nicht nötig. Eine junge Frau, eine alte, beide tragen ein Bündel bei sich. Sie gehen nebeneinander her, sind aber gleichzeitig einander zugewandt, Kopf und Arm-Haltung zeigt diese Zuwendung.

Zu Anfang kann eine der Frauen den Kopf zurück wenden. Als Noomi anfängt, von dem Land zu erzählen, das vor ihnen liegt, gucken beide nach vorne. Aber nötig ist das nicht, denn jede Veränderung der Szene droht die Erzählung zu unterbrechen.

Was mir an dieser Geschichte wichtig ist:

Ein Mann, der Pharao, hat einen Befehl erteilt, Leben zu vernichten. Er hat Angst um seine Macht. Drei Frauen weigern sich auf sehr unterschiedliche Weise, diesem Befehl zu folgen. Sie setzen ihre Leben-bewahrende Energie und Phantasie gegen den Tod-bringenden Befehl - und haben Erfolg.

Erzählvorschlag:

Es gab eine Zeit in Ägypten, da herrschte ein Pharao, der Angst hatte vor den Fremden, den Hebräern im Land.

"Sie werden zu viele", dachte er bei sich, "sie könnten einen Aufstand machen und mich entmachten. Ich muss dafür sorgen, dass sie nicht zu viele werden." Und er dachte sich aus, wie er verhindern könnte, dass die Hebräerinnen zu viele Kinder bekommen. Schließlich kam er auf eine entsetzliche Idee: "Alle neugeborenen Jungen der Hebräerinnen sollen erschlagen werden. Die Mädchen nicht, Mädchen sind ungefährlich, aber die Jungen dürfen nicht überleben."

Das war ganz furchtbar für alle hebräischen Familien, für die Frauen, denen ihre neugeborenen Kinder weggenommen und getötet wurden.

Eine dieser Frauen kann es nicht ertragen, ihren Sohn herzugeben. Zuerst versucht sie ihn zu verstecken, drei Monate lang. Aber es ist fast unmöglich, einen Säugling zu verstecken. Er weint, er schreit, so dass die Nachbarn es hören können. Und nicht nur die Nachbarn, auch die Soldaten des Pharao.

So entschließt sich diese Mutter, ihren Sohn auf dem Fluß auszusetzen. Sie flicht ein Körbchen, gerade groß genug für das Baby, verklebt es mit Pech, stillt ihr Kind zum letzten Mal, legt es in das Körbchen und setzt es in den Fluß. (#)

"Ich kann es nicht ertragen, es sterben zu sehen", sagt sie. "Vielleicht, wenn Gott will, wird jemand das Körbchen finden und wird ihn retten. Ich habe alles getan, was ich konnte". Aber dann quält sie sich mit dem Gedanken: "Habe ich wirklich alles getan? Hätte ich ihn nicht doch noch länger verstecken können? Oder wenn ich mit ihm weggegangen wäre, weg aus diesem Land, oder..."

Aber immer wieder kommt sie zu dem Ergebnis: "Der Befehl des Pharao ist grausam. Ich kann ihm nicht entkommen. Wie kann ein Mensch den Tod eines anderen beschließen, dazu noch eines Kindes? Wie kann ein Mensch so grausam sein?" Und sie denkt an die Zeit der Schwangerschaft, als sie sich gefreut hat auf ihr Kind, auf das neue Leben, das in ihr wuchs. Das war vor dem grausamen Befehl des Pharao gewesen. Aber jetzt?

Und so bleibt ihr jetzt nichts mehr zu tun, als weinend am Ufer zu sitzen und dem Körbchen hinterher zu sehen.

Ein Stück weiter unterhalb am Fluß: Die Tochter des Pharao mit ihren Dienerinnen. Sie lachen und spielen, sie baden im Fluß. Da hört die Prinzessin ein Weinen, das Weinen eines Kindes. Sie lauscht, geht dem Geräusch nach und sieht ein Körbchen, das sich im Schilf am Ufer verfangen hat. (#)

Es ist nicht schwer zu erraten, was das ist. Die Prinzessin hat von dem Befehl ihres Vaters gehört. Alle männlichen Neugeborenen der Hebräer müssen getötet werden. Sie hat es zunächst nicht geglaubt, es für ein böswilliges Gerücht gehalten.

Wie kann ein Mensch, wie kann ihr Vater so etwas Grausames anordnen? Ist er vor Machtgier und Angst blind und dumm geworden? Die Götter werden ihn strafen für diesen Befehl. Die Götter geben das Leben, wie kann er, ihr Vater, es zerstören wollen? Zuerst hatte sie es nicht geglaubt, aber dann musste sie sich überzeugen lassen: Er hat es wirklich befohlen.

Und jetzt liegt da dieses Kind vor ihr. Natürlich ist es eines von den Todgeweihten Kindern der Hebräer. Was soll sie tun? Am einfachsten wäre es, nichts zu sehen und zu hören und einfach wegzugehen. Und das Kind seinem Schicksal überlassen? Nein, das kann sie nicht.

Sie denkt an die Frau, die dieses Kind geboren hatte. Eine Frau wie sie. Eine Frau, die dieses Kind sicherlich geliebt hat. Und wenn sie jetzt dieses Kind aus seinem Körbchen nähme, wenn sie es zu sich nähme und es aufziehen würde? Ihr Vater würde toben, würde es ihr wegnehmen, würde sie selbst verstoßen vielleicht. Aber muss er es denn erfahren? Es kann doch nicht so schwer sein, ein Kind vor ihm zu verstecken, sie wird schon Wege finden, schließlich ist sie die Prinzessin.

Während sie überlegt, wird ihr immer klarer: Ich kann dieses Kind nicht dem Tod überlassen, ich muss und ich will es retten. Und als sie diesen Entschluss gefasst hat, kommt fast so etwas wie ein Triumphgefühl in ihr auf: "Ich werde es meinem Vater zeigen. Seine Macht ist begrenzt. Er wird nicht siegen gegen die Macht des Lebens," und sie kichert leise vor sich hin, "gegen die Macht der Frauen".



Sie läßt das Körbchen aus dem Schilf holen, öffnet es und nimmt das Kind auf den Arm."Ich werde dich Mose nennen."

Und eine dritte Frau kommt in der Geschichte vor, eine junge Frau, ein Mädchen, die Schwester des Jungen im Korb, Mirjam. (#)

Sie hat miterlebt, wie verzweifelt ihre Mutter war in den letzten Wochen. Wie hatten sie alle sich auf das Kind gefreut, auch sie. Und als es dann da war, als alles sich nur um das Neugeborene drehte, als alle in Angst lebten, das Kind könnte schreien, da hatte sie manchmal gewünscht, er könnte wieder verschwinden, es könnte wieder so sein wie früher.

Aber dann hatte sie sich geschämt für ihren Wunsch. Denn was konnte das Baby schließlich dafür, dass sie es verstecken mussten. Sie hatte gehört von dem Befehl des mächtigen Pharao. Er wollte alle neugeborenen Jungen töten lassen. Sie konnte das nicht verstehen. Wie kann man neugeborene Kinder töten lassen? Wie kann man vor neugeborenen Kindern Angst haben? Der Pharao musste verrückt sein.

Mirjam hatte zugesehen, wie ihre Mutter ein Körbchen geflochten hatte, wie sie ihren kleinen Bruder darein gelegt und ihn im Fluß ausgesetzt hatte. Sie war ein Stück am Ufer mitgelaufen, hatte das Körbchen immer im Auge behalten. Ihr war, als müsste sie auch jetzt noch auf ihren kleinen Bruder aufpassen. Dann hatte das Körbchen sich im Schilf am Ufer verfangen, und Mirjam hatte sich versteckt.

Sie sieht die Tochter des Pharao und ihre Dienerinnen. Sie sieht, wie die Prinzessin lauscht, auch Mirjam hat das Weinen ihres Bruders gehört. Und als die Prinzessin ihren Bruder aus dem Korb nimmt, hält sie den Atem an. Würde die Frau das Baby retten, oder würde sie es umbringen? Mirjam kneift die Augen zu vor Angst. Aber dann blinzelt sie doch ein bisschen und sieht, wie die Prinzessin ihren Bruder an sich drückt und mit ihm spielt.

Da nimmt sie all ihren Mut zusammen, kommt aus ihrem Versteck und geht ganz langsam zu der Prinzessin. "Ich weiß eine Frau, die das Baby stillen kann. Soll ich sie holen?" Und sie zeigt in die Richtung ihrer Mutter. Die Pharaonentochter sieht auf das Mädchen, es ist ein Hebräermädchen, das sieht sie sofort. Mutig ist dieses Kind, dass sie einfach zu ihr, der Prinzessin kommt und sie anspricht. Und wie unter Verschwörerinnen blinzelt sie Mirjam zu und nickt: "Ja, geh, hol die Frau her. Sie soll das Kind versorgen."

Methodische Hinweise:

Diese Geschichte ist, so erzählt, eine Geschichte für Frauen.

An drei Stellen habe ich die Erzählung unterbrochen (#): Wie mag es der Mutter gehen, die auf diese Weise ihr Kind hergeben muss? Was denkt sie? Was kann sie tun?

Und die Tochter des Pharao? Sie kennt den Befehl ihres Vaters. Es ist nicht schwer, darauf zu kommen, dass dieses Kind, das da im Körbchen liegt, eines von den Kindern ist, dessen Tod ihr Vater beschlossen hat. Was kann sie tun?

Und schließlich Mirjam, die Schwester. Was denkt sie - über ihren Bruder. Was kann sie tun?

Die Egli-Szene:

Die Figuren bleiben unverändert stehen: Ein blauer Fluß, am Ufer Moses Mutter, sie ist verzweifelt, sieht dem Körbchen nach, und kann doch das Bild nicht aushalten. Etwas weiter unten am Fluß versteckt sich Mirjam hinter einem Felsen und beobachtet. Noch weiter unterhalb die Pharaonen-Tochter, sie blickt auf den Fluß, beobachtet, was da angeschwommen kommt.

Wenn die Pharaonentochter auf dem anderen Flussufer steht als Mirjam und ihre Mutter, kann die Szene auf dem Fußboden in der Mitte eines Kreises von Teilnehmerinnen aufgebaut werden, dann gibt es kein Vorne und Hinten. Wer Mirjam und ihre Mutter von hinten sieht, sieht dafür die Prinzessin von vorne.

